

HEINRICH  
HARRER  
DAS ALTE  
LHASA  
BILDER AUS TIBET



ULLSTEIN







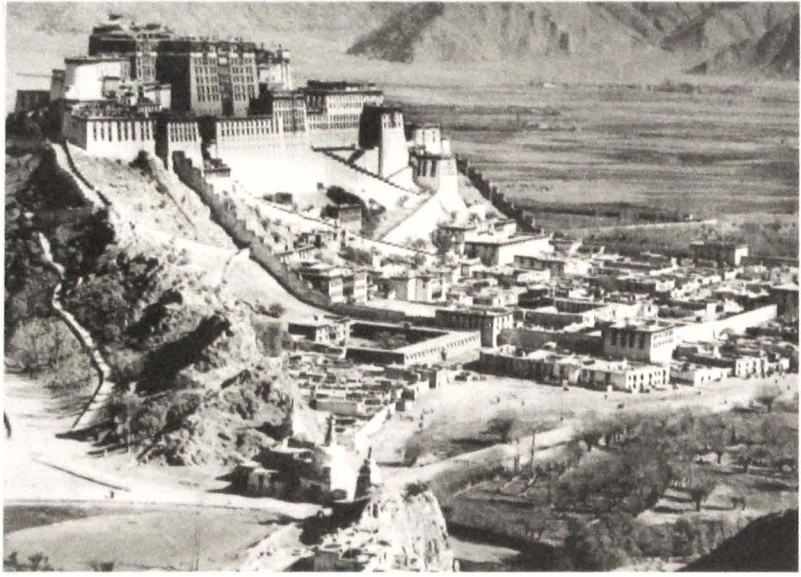




Heinrich Harrer  
DAS ALTE LHASA









Heinrich Harrer

# DAS ALTE LHASA

BILDER AUS TIBET



Ullstein



© 1997 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
Die Verwertung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des  
Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Mikro-  
verfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen  
Satz und Lithos: Realis Verlag, München  
Druck und Verarbeitung: Tipografica Torinese  
Printed in Italy 1997

ISBN 3-550-08435-8

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff

# INHALT

Mit Dankbarkeit und Wehmut 7

## AUF DEM DACH DER WELT

Wunder der Natur 14

Das Dorf der Glückseligkeit 22

Zeit im Überfluß 25

Astrologie 28

Feste 32

Essen und Trinken 46

## OM MANI PADME HUM

Der Glaube 64

Die Mönche 78

Körper und Seele 88

## LEBEN IN LHASA

Feudale Ordnung 100

Das 20. Jahrhundert 114

Der Palast des Gottkönigs 121

Städtische Impressionen 135

Wohnen und Arbeiten 148

Tibetische Trachten 172

Frau und Familie 183

In Erinnerung 199

Ausblick 204





# MIT DANKBARKEIT UND WEHMUT



Als Gott bei der Schöpfung die Erde gestaltete, bedachte er Tibet mit besonders großen Vorzügen. Doch daß er diese Anhäufung von Schönheit und Schätzen der Natur ausgerechnet dem kleinen Volk auf dem Dach der Welt zuteil werden ließ, muß seine Gründe gehabt haben. Er wußte, daß die Tibeter behutsam und sorgsam mit den Gaben umgehen würden. Für sie stand außer Frage, daß die Beziehung aller Lebewesen zu ihrer Umwelt im Gleichgewicht bleiben muß. Man schürfte nicht nach Edelmetallen, nicht nach dem »schwarzen Gold«, so blieb die Luft rein. Auch suchte man nicht nach dem »weißen Gold«, und so blieben Flüsse und Seen sauber.

Das Wunder der Schöpfung wurde über Jahrtausende von den Tibetern geehrt und gut verwaltet. Sie waren schon immer Tier- schützer, einfach weil die Jagd verboten war; die ausgedehnten Wälder sorgten für das gute und gesunde Klima; die Ökologie war, ohne daß die Tibeter das Wort kannten, immer ihr oberstes Anliegen.

In der Welt wußte man lange nichts von diesem Volk. Das Land und seine Menschen waren immer ein Mysterium, ein großes Geheimnis. Die wenigen Reisenden besuchten entweder nur die ausgedehnten Steppen des kalten Hochlandes mit ihren Nomaden, oder man bewunderte die höchsten Berge der Welt, die das Schneeland umgeben, und die Missionare berichteten von der tibetischen Form des Buddhismus, von seinen Yogis und Heiligen.

Wer weiß schon, daß es südlich des Himalajakammes eine tibetische Provinz namens »Pemakö« gibt, wo noch Stämme ohne Schrift leben und wo Bananen und Dutzende anderer tropischer Früchte gedeihen. Die Grenzen Tibets verliefen im Norden am sibirischen Baikalsee und im Süden zu Sikkim, das auf tibetisch »Reisland« heißt. Den Tibetern gehörten auch die Berge, wo der feinste und teuerste Tee der Welt wächst: Darjeeling ist nur der etwas entstellte tibetische Name von Dordscheling, »Donnerkeilgarten«.

Warum Tibet diese verblüffend milden klimatischen Zonen innerhalb seiner Grenzen hat, ist einfach erklärt. Lhasa, die Hauptstadt,



liegt auf dem Breitengrad von Teneriffa, Kairo oder dem nördlichen Teil Floridas. Die südlichen fruchtbaren und bewaldeten Zonen des »Schneelandes« liegen auf dem Breitengrad der Sahara oder Mexikos. Dort wachsen Birken und Vogelbeerbäume auf 4500 Metern über dem Meeresspiegel und Rhododendren und Azaleen auch noch weit darüber.

So findet eine der Besonderheiten, eines der Geheimnisse Tibets eine einfache geographische Lösung. Sehr viel schwieriger ist es, eine Erklärung dafür zu finden, warum Tibet als so geheimnisvoll und mystisch galt.

Die biblische Schöpfungsgeschichte kann in unserem Vernunftdenken nur eine poetische Erklärung finden. Es bleibt aber immer noch die Sehnsucht des Abendländers, auch einmal so zu leben, wie es nach Legenden und Mythen den Tibetern zugeschrieben wird: daß man Geist und Körper trennen oder wie Milarepa, der Eremit und Bergdichter vor fast tausend Jahren, mit den Tieren, dem Wasser und den Bäumen Zwiesprache halten kann. Es war immer der Wunsch von Forschern, das Land zu bereisen, in dem es vielleicht möglich wurde, die Wunder der Schöpfung zu verstehen oder die Blaue Blume der Romantik zu finden. Es war einfach faszinierend und zu schön, daß es im 20. Jahrhundert noch ein solches Mysterium gab.

Die Wissenschaften müßten eine Brücke schlagen zwischen dem Glauben und dem Fortschritt. Der Fortschritt unserer Technik ist immer noch schwächer als die Natur und wird es auch bleiben; wir haben kein Mittel, naturbedingte Katastrophen zu bannen. Als Forscher kann man die Natur lediglich mit Demut beobachten und beschreiben. Noch nie hat ein Bergsteiger eine Wand oder einen Berg erobert, auch hat noch kein mutiger Segler das Meer besiegen können. Der Berg, das Meer, die Natur schlechthin, wird stets überlegen sein. Ich erinnere mich, wie am 16. August 1950, kurz nach Einbruch der Dunkelheit, die Erde bebte und die Einwohner von Lhasa in Schrecken versetzt wurden. Ich konnte dem Dalai Lama mit Hilfe meines geographischen Wissens über die Kontinentalverschiebung erklären, daß der Himalaja immer noch wächst, daß das donnergleiche Krachen tektonischer Natur war. In seinen Memoiren *Das Buch der Freiheit* äußert Seine Heiligkeit Zweifel. Inzwischen haben Geologen und Geophysiker festgestellt, daß Tibet, das Dach der Welt, ein gewaltiges Denkmal der unermesslichen geologischen Kräfte unserer Erde ist. Vierzig Millionen Jahre währt bereits der Aufbau der Erdkruste zu über 8000 Meter hohen Bergen.

Die Schöpfung hat Äonen gebraucht, und wie wir wissen, hält sie

immer noch an. Vieles auf unserer Erde wird bereits zerstört, bevor es entdeckt wurde.

Der Dalai Lama ist mit seinem Charisma, seiner ungebrochenen tibetischen Fröhlichkeit, seiner strahlenden Laune auch nach vierzig widrigen Jahren immer noch Symbol Tibets und des Anliegens seiner Einwohner – trotz der traurigen politischen Entwicklung. Die großen Staatsmänner zeigen ihm ihre Bewunderung, überreichen ihm den Friedensnobelpreis, sprechen ihr Mitgefühl aus, aber mehr als verbale Zugeständnisse und Versprechen gibt es nicht. Alle wissen, daß die Menschenrechte seit über drei Jahrzehnten verletzt werden – es bleibt bei leeren Redewendungen. Taten folgen keine, im Gegenteil.

Ich denke oft an den Tag im Norbulingka zurück, als wir uns einen Film nach Shakespeare anschauten, in dem Heinrich IV. sagt: »Unruhig liegt das Haupt, das eine Krone trägt.« In der Geschichte mußte kaum ein König je mehr erleiden als der XIV. Dalai Lama.

Es ist jetzt bereits mehr als ein halbes Jahrhundert her, daß ich nach einem siebenjährigen Aufenthalt aus Tibet flüchten mußte, und bis heute hat mich dieses faszinierende Land nicht losgelassen. Ich habe dem tibetischen Volk soviel zu verdanken: Seine Gastfreundschaft war für mich von unermeslichem Wert, und was ich dort von dieser uns so fremden Kultur gelernt habe, wirkt noch heute fort.

Fast täglich erhalte ich Briefe von Lesern meiner Tibetbücher, und auch nach den Diavorträgen, die ich in letzter Zeit für die Tibethilfe wieder vermehrt halte, werden Fragen über das Land und über das Volk gestellt. Vielleicht liegt es daran, daß sogar Seine Heiligkeit der Dalai Lama bemerkte, ich sei während meiner Zeit unter den Tibetern zu einem der ihnen geworden und sei deshalb befugt, über sein Land zu sprechen und zu schreiben.

Doch gerade weil ich wie ein Tibeter gelebt habe, verzichtete ich darauf, bestimmte Motive zu fotografieren, die die Gefühle meiner Gastgeber verletzt hätten. Aus heutiger Sicht mag man das bedauern. Für dieses Buch habe ich Fotos von Freunden – zumeist Tibetern – hinzugezogen, um Lücken zu schließen.

Das »alte Tibet« hat in den letzten Jahren zunehmend Interesse in der westlichen Welt gefunden, weil es immer mehr zum Shangri-la wird, zur Verkörperung unserer romantischen Vorstellungen und Fluchtphantasien in einer Welt, in der das Materielle alles ist und doch im Inneren der Menschen die Suche nach anderen Werten nie aufhört.



Meine Flucht zusammen mit Peter Aufschnaiter aus dem stachel-drahtbewehrten Lager in Indien folgte nicht der Not; wir hätten dort durchaus ein ruhiges Leben führen können. Unsere Motivation lag demnach keineswegs darin, von etwas Schlechtem, Unerträglichem wegzukommen. Ganz im Gegenteil: Wir wollten zu etwas hin, vielleicht war es die Sehnsucht, etwas zu entdecken, ein Geheimnis zu lüften, vielleicht das große Abenteuer.

Tibet strahlte immer schon eine große Faszination aus, und die spannenden Abenteuer Sven Hedins haben viele in ihren Bann gezogen. In der Welt entstand eine gewisse Euphorie, man schwärmte über das geheimnisvolle »verbotene Land«, und die Berichte über Lhasa und seinen Potalapalast waren wie aus einem Märchen.

Die vielen Schätze der Natur machten es möglich, daß Tibet autark, ohne Importe, sehr gut leben konnte. Das erklärt auch, warum es dem Mönchsstaat über Jahrhunderte hinweg gelang, ohne Kontakt zur Außenwelt wie im Mittelalter zu leben. Die Menschen sahen nicht, daß Gebirgsketten für den Feind kein Hindernis mehr waren, sie versäumten den Anschluß. Als die Regierung die Gefahr kommen sah, sandte sie Missionen aus, um die Welt zu Hilfe zu rufen. Da war es zu spät.

Nun ist der Vorhang gefallen, und ich will mit Bildern und Worten noch über die letzten freien Jahre berichten. Von einigen Freunden schon in Lhasa hörte ich auch Kritik, Reformen mußten kommen. Diese Freunde, die dann mit den Besetzern kollaborierten, machten allerdings den Fehler, daß sie zwar die Macht des Klerus gebrochen sahen, aber nun hatten sie plötzlich Ausländer zu Vorgesetzten, die nicht einmal der tibetischen Sprache mächtig waren. Die Machtlosigkeit blieb. Die Reformen hätten von innen heraus und nicht von einer fremden Macht kommen müssen.

Meine Aufgabe in diesem Band über das alte Lhasa, der mein letzter sein wird, ist der sachliche Bericht, gemischt mit persönlichen Erlebnissen. Ich bin sehr froh, daß ich mich nicht im Detail mit der Geschichte befassen muß und, noch wesentlicher, nicht mit den komplizierten Schulen und Auslegungen des tibetischen Buddhismus. Das überlasse ich den Gelehrten, den Spezialisten. (Beim letzten Weltkongreß 1995 in Graz waren 300 Tibetologen anwesend.) Ich möchte lieber meine verschiedenen Beobachtungen zu einem Panorama zusammenfügen.

Und heute? Die Landschaft mit ihren Farben, die Berge, sie sind noch unverändert, aber die Einzigartigkeit Tibets, die einmal Wissenschaftler und Forscher angezogen hat, birgt keine Entdeckungs-

freuden mehr. Das materialistische Zeitalter hat Einzug gehalten, Tempelbesichtigung und Shows in modernen Hotels kosten Eintrittsgeld, und der Tourist schätzt sogar die Organisation der Chinesen. Es haben sich auch Europäer mit der Bemerkung an mich gewandt, es sei doch lobenswert, auf dem Tschagpori statt der altmodischen Medizinschule mit ihren Göttern einen Fernsehturm zu haben. Schade nur, daß das neue Zeitalter so plötzlich kam und die freie Welt die neuen Machthaber so schamlos unterstützt.

Sowenig man in der Welt über die Vielfalt der Natur in Tibet wußte, sowenig war bekannt, daß es eine zwei Jahrtausende alte Kultur und Medizin gab. Wenn der Dalai Lama Ausstellungen über tibetische Kunst eröffnet, ist selbst er immer wieder höchst erstaunt, was Handwerker und Künstler in Tibet alles geschaffen haben. Die kostbaren Bronzen aus einer Legierung von neun Metallen (darunter auch Edelmetalle), die feingemalten Thangkas haben inzwischen auf dem Weltmarkt ihren Preis. Es ist bekannt, daß für solche Kunstwerke phänomenale hunderttausend Dollar und mehr gezahlt werden. Für den frommen Tibeter freilich ist der Wert ein völlig anderer. Wenn er eine kleine Statue seines persönlichen Schutzgottes besitzt, der Wundertaten vollbracht hat, sind das Material oder der Ausdruck im Gesicht der Gottheit Nebensache. Nie würde er sich davon trennen. Und auch ich habe mir in dieser Hinsicht eine Besonderheit bewahrt.

Ich habe meine Freude an den Berggliedern von Milarepa, und ich trenne mich nicht von der jahrhundertealten Bronze von Tsepame, dem Gott des langen Lebens, die mir der Dalai Lama bei unserem ersten Treffen nach der Flucht 1959 schenkte. Vielleicht bin ich doch ein gläubiger Asiate geworden?

Meine Dankbarkeit für die glücklichen Jahre in Tibet kann ich am besten zeigen, indem ich dem Anliegen seines Volkes, wieder frei zu werden, meine Zeit widme.

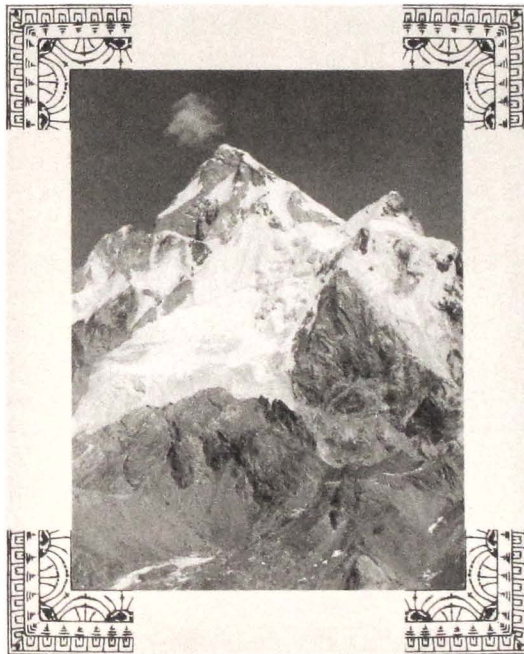
Nachdem der Dalai Lama 1992 seine Rede bei den Salzburger Festspielen gehalten hatte, gab ich ihm ein Versprechen, es war mehr eine Vision. Wenn er eines Tages nach Lhasa zurückkehrt, werde ich vorher rund um die Welt reisen und aus allen Museen und Sammlungen einen sakralen Gegenstand erbetteln. In einer Prozession werden dann die vielen Freunde Tibets durch Lhasa ziehen und im Potala dem Dalai Lama die Kostbarkeiten überreichen.

Doch das ändert nichts an der Tatsache, daß der Mythos Tibet zur Legende geworden ist.





# AUF DEM DACH DER WELT



# WUNDER DER NATUR



Von der ungeheuren Ausdehnung Tibets (siebenmal so groß wie Großbritannien) habe ich bereits gesprochen, und der Beiname »Dach der Welt« besagt deutlich, daß das Haus Tibet selbst für asiatische Verhältnisse groß und nicht einmal mit Europa vergleichbar ist.

Über die arktischen Pflanzen im Norden bis zur tropischen Flora im Süden könnte ein Botaniker Bände füllen, und ein Zoologe könnte in Tibet das größte Tierschutzgebiet unserer Erde betreuen.

Nicht verwunderlich also, daß die Natur im Leben der Tibeter immer eine große Rolle gespielt hat. Es gehörte zur Naturreligion, daß jedes Lebewesen geachtet wurde, daß die Liebe zu den Tieren gleich groß war wie zum Menschen. In den ersten Monaten meines Aufenthaltes in Tibet mußte ich erst lernen, daß man sich angesichts eines kläffenden Hundes, von dem man sich angegriffen fühlte, zwar bückte und einen Stein aufhob, es aber mit der Geste bewenden ließ. Kein Tibeter hätte den Stein so geworfen, daß er das Tier verletzt hätte.

Die Karawanentreiber und auch die Schaf- und Yakhirten benutzten eine Steinschleuder, um ihre Tiere zusammenzuhalten. Der Stein surrte immer nur über den Kopf des unfolgsamen Tieres, traf es aber nie.

Völlig sprachlos waren die Tibeter, wenn sie erfuhren, daß man bei den beliebten Rennen mit der Peitsche auf die Pferde einschlagen konnte, wie sie es auf Bildern aus Europa oder in Darjeeling sehen konnten. Das Pferd wurde in Tibet



## TURBINEN

### AM »TÜRKIS«-SEE

Seit 1989 wird am Yamdrok Yumtso ein gewaltiges Wasserwerk errichtet. An der Konstruktion dürfen ausschließlich Chinesen teilhaben. Unter Bewachung durch bewaffnete Polizei und Angehörige der Volksarmee arbeiten sie mit Sauerstoffgeräten wegen der dünnen Luft. Proteste des Panchen Lama kurz vor seinem Tod wurden ebenso ignoriert wie die Petitionen 1992 beim Weltkongreß in Brasilien. Nun sind die sechs gewaltigen Turbinen installiert. Und die Zugvögel? Sie haben nicht mehr Rechte als die Tibeter.





ganz besonders verehrt, denn das Windpferd trug die Gebete zu den Göttern.

Das kleine tibetische Pony war das beliebteste Reittier im ganzen Land. Es lief die riesigen Distanzen unverdrossen, war trittsicher, obwohl es Straßen in unserem Sinne nicht gab. Am liebsten fraß es getrocknetes Erbsenkraut. In den großen Höhen vermochte die Frucht nicht zu reifen, aber als Futter gab sie Kraft.

In den Städten, vor allem in Lhasa, hielt man natürlich auch große Pferde. Die edelsten und teuersten kamen aus Ili in Sinkiang. Dabei war es für den Tibeter unbedingt erforderlich, daß es ein Paßgänger war: Wenn das Pferd hinter einer Mauer vorbeilief, so daß man seinen Körper nicht sehen konnte, dann mußten der Kopf und die Schultern des Reiters stets auf der gleichen Höhe bleiben, der Körper sollte sich also nicht, wie bei uns üblich, auf und ab bewegen.

Der Vater des Dalai Lama, sein Titel lautete »Kung«, also dritter Rang (vergleichbar mit »Graf«), war ein Pferdennarr. Wenn in Lhasa mit einer Karawane ein besonders schönes Tier aus Ili ankam, war das unter den Aristokraten Stadtgespräch. Und wenn der Kung es begehrenswert fand, konnte der Besitzer kaum umhin, dem Vater des Gottkönigs das Tier zu schenken.

In den Ställen des Dalai Lama gab es viele dieser schönen Tiere. Da sie nicht geritten wurden, war es der Stolz des Stallmeisters, sie möglichst feist zu halten. Als ich begann, den Dalai Lama im Sommergarten Norbulingka zu besuchen, bekam ich eines dieser wohlgenährten Tiere zur Verfügung gestellt. Damit es nicht abmagerte, wurde es alle acht Tage ausgewechselt. Für mich war das leider keine gute Idee. Diese Pferde kannten die Besonderheiten des Basars nicht, und



#### MEIN WEISSER TERRIER



In den sieben Jahren hatte ich mehrere Hunde. Schon auf der Flucht begleitete mich ein weißer Terrier. In den bitterkalten Nächten im nördlichen Hochland hielten wir uns gegenseitig etwas warm. In Lhasa schenkte mir Hugh Richardson (der Vertreter Großbritanniens) das schönste Exemplar aus einem Wurf seiner Schäferhündin, allerdings mit der Bemerkung, daß er deren Liebhaber nicht kennen würde. Vielleicht war es sogar ein Wolf, der in den Bergen um Lhasa ja vorkam. Ich hatte jedenfalls meine Freude mit ihm, und er begleitete mich auf meinen Ausflügen, wo er oft Gelegenheit hatte, vergeblich einer Gazellenherde nachzujagen. Dann war er verschwunden, nur um nach zwei Tagen abgemagert und erschöpft vor meiner



Türe wiederaufzutauchen.



schon bei einem weggeworfenen Stoffetzen scheuten sie. Einmal flog ich dabei vom hohen Roß – zum Gelächter der Tibeter, denn die Schadenfreude ist bei ihnen nicht übel ausgeprägt.



#### RESPEKT

Als wir den Auftrag bekamen, gegen die jährlichen Überschwemmungen des Kyitschu-Flusses einen Damm zu bauen, mußte viel Erde bewegt werden. Wenn bei den Grabarbeiten ein Wurm an die Oberfläche kam, gab es lautes Gezeter und Geschrei, und sogleich wurde das Lebewesen auf einer Schaufel in Sicherheit gebracht.



Wenn es allerdings Verletzungen gab, kannte das Mitleid keine Grenzen. Zum Lamentieren gehörten Tränen und Anrufe der Götter. Als ich einmal von einem der großen Mastiffs angefallen wurde und ihn schließlich gebändigt hatte, meinten die tatenlos herumstehenden Sennen, daß sie so etwas nicht überlebt hätten. Die großen Mastiffs, die auch an den Eingängen zum Sommergarten des Dalai Lama Wache hielten, waren nur mit Ziegen- und Yakhaarseilen festgebunden. Mit sehr gemischten Gefühlen ging ich an ihnen vorbei. Als ich einmal meinen jungen Freund, dem Dalai Lama, die tiefen Narben an meinen Unterarmen zeigte, sorgte er dafür, daß der Gärtner, der die Tiere fütterte, immer zur Stelle war, wenn ich vorbeiging.

Neben diesen großen Hunden, die die Herden gegen Wölfe und Leoparden schützten, gab es noch Terrier, Spaniels und die Lhasa Apsos. Erst in neuester Zeit fanden diese Rassen auch Bewunderer und Züchter im Westen und wurden sogar in weltweiten Wettbewerben prämiert.

Zu erwähnen sind auch die Millionen von Zugvögeln, die im Frühjahr und im Herbst einige Zeit an den großen Seen des Landes nisteten. Darunter waren die wenigen hundert Schwarzhalskräniche am Yamdrok Yumtso. Dieser für die Buddhisten heilige »Türkis«-See zählte mit 620 Quadratkilometern zu den größeren des Landes. 4440 Meter hoch gelegen, war er mit seinen Felsen und den unzähligen Fischen ein sehr beliebter Rastplatz der Zugvögel.



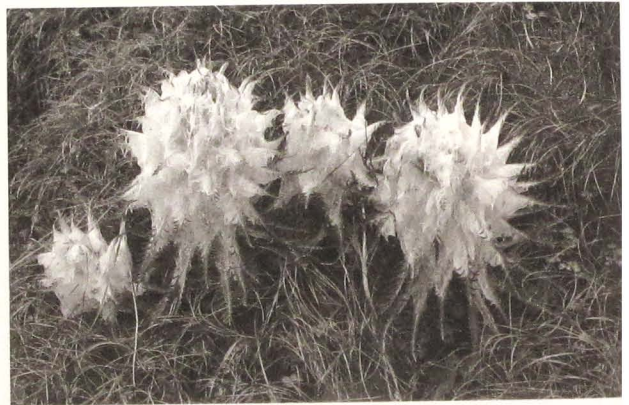


Ein Schneeleopard in den Bergen. (Foto: Archiv WWF, Georg Schaller)



Diese Wildesel Hochasiens wurden Kyangs genannt. (Foto: Archiv WWF, Georg Schaller)





*Oben:* Im Himalaja wachsen mehr als achtzig verschiedene Primelarten.

*Links:* *Meconopsis aculeata* – für mich wurde sie zur Blauen Blume der Romantik. Als ich sie fand, ging ein Jugendtraum in Erfüllung. Sie wächst in dreieinhalb- bis viereinhalbtausend Metern Höhe, liebt feuchtes Klima und Halbschatten. Ihre wunderschönen zarten blauen Blütenblätter zeigt sie Ende August, Anfang September. In der Medizin wurde sie zur Heilung von Knochenentzündungen verwendet.

*Mitte:* Die *Saussurea gossypiphora* hat weit auseinandergespreizte flache Blätter, und ein dicker, silbriger Wattebausch schützt die kleine Blüte vor der Kälte.

*Rechte Seite oben links:* Der wilde Rhabarber wächst in einer Höhe von bis zu fünftausend Metern und kann mannshoch werden. Seine Wurzeln fanden in der tibetischen Medizin, die Stängel zur Färbung der Mönchskutten Verwendung.

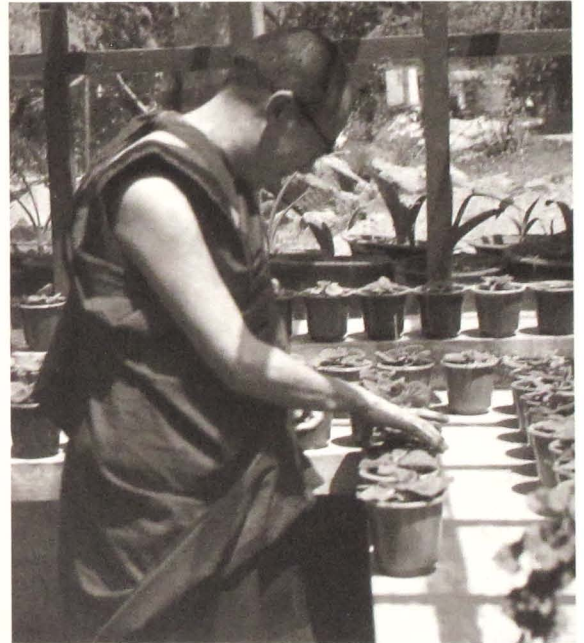




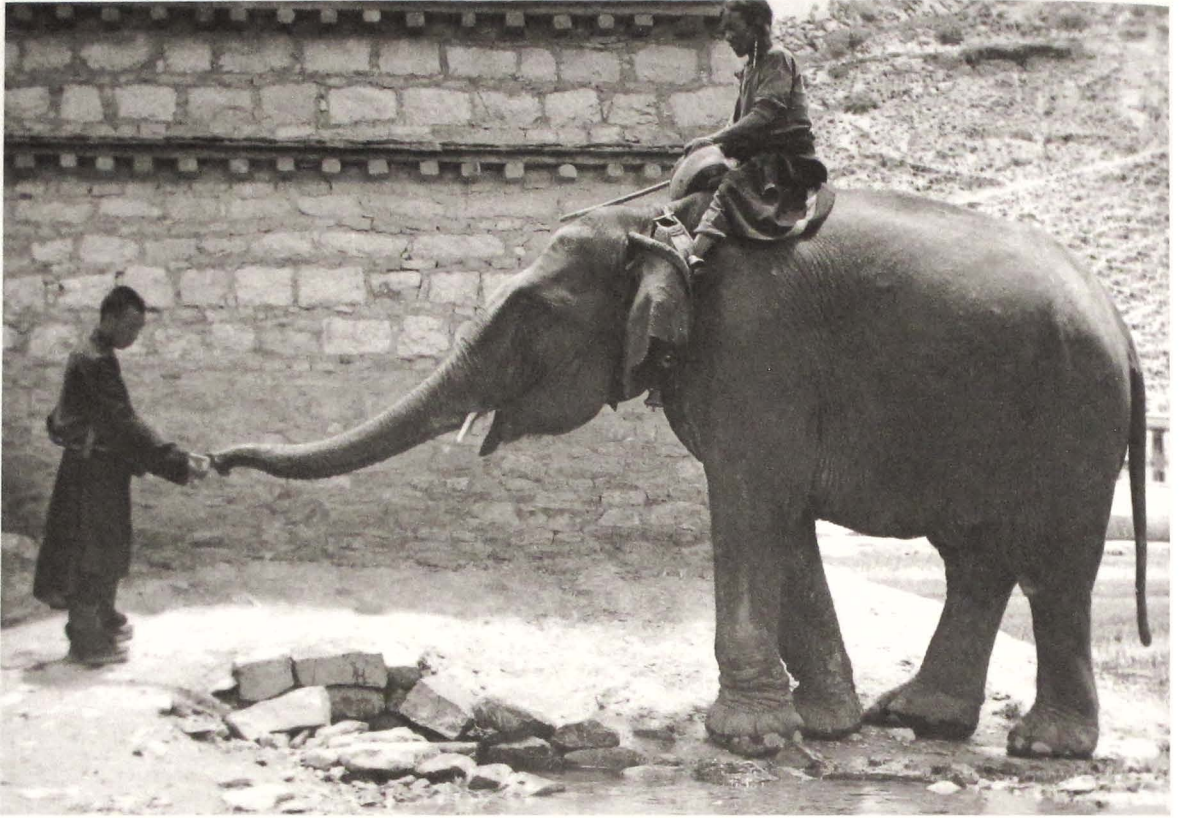
*Oben rechts:* *Saussurea obvallata*, benannt nach dem im 18. Jahrhundert lebenden schweizerischen Naturforscher Horace Bénédict de Saussure, Zweitbesteiger des Montblanc, der zahlreiche alpine Pflanzen bestimmte.

*Unten links:* Blumen gehörten zum Leben der Tibeter. Hier das Fenster einer Eremitage. Als Töpfe dienten ausrangierte Dosen.

*Unten rechts:* das Gewächshaus des Dalai Lama in seinem indischen Exil. Der Friedensnobelpreisträger, bedeutendster und glaubwürdigster Botschafter für den Frieden in der Welt, pflegte jahrelang das Züchten von Orchideen als Hobby.







*Oben:* zwei Elefanten, ein Geschenk des Königs von Nepal. Leider verstarb einer der beiden schnell. Der Überlebende wurde gehegt und gepflegt. Hier an der Quelle des Dalai Lama zu Füßen des Potala.

*Mitte:* Auch er trägt zur Hygiene bei, der Lämmergeier, auch Bartadler genannt. Seit Bengt Bergs Buch *Lämmergeier im Himalaja* ist der Vogel als seltenes, stolzes Tier bekannt. In letzter Zeit hat er sich glücklicherweise wieder vermehrt.

*Links:* zwei junge Apsos. Sie erfreuten sich in Lhasa besonderer Beliebtheit und sind mittlerweile auf der ganzen Welt zu finden. Neben Apsos hielten die Tibeter Terrier, Spanier und Mastiffs.





Yaks: die wichtigsten Nutztiere des Landes.

# DAS DORF DER GLÜCKSELIGKEIT



Bevor wir endgültig in Richtung Lhasa aufbrachen, lebten Peter Aufschnaiter und ich neun Monate in einem kleinen Ort, von dem ich hier noch ein wenig erzählen möchte.

Kyirong, »Dorf der Glückseligkeit«, soll stellvertretend für Hunderte von ähnlichen kleinen Wohnorten im Süden Tibets stehen. Es lag nur 2770 Meter hoch, aber auf dem 28. Breitengrad, also etwa auf der Höhe des Zentrums der Sahara. Wir arbeiteten mit den Bauern auf den Buchweizenfeldern oder holten Kienspan von den in viertausend Metern wachsenden Föhren. Etwas höher noch sammelten wir wilden Rhabarber. Die Wurzeln kaufte der Mediziner, und die Mönche brauchten die saftigen Stangen zum Färben ihrer rötlichbraunen Kutten.

Wir begegneten den kleinen Moschustieren, deren Drüsen in der Parfumerzeugung hohe Preise bringen. Wildschweine ärgerten die Bauern wegen ihrer Wühlarbeit, und gefürchtet waren die Bären. Sie kamen in der Nacht auf die Maisfelder, von wo sie mit glühenden Holzstäben leicht vertrieben werden konnten. Bei Tage war vor allem der fleischfressende Kragenbär aggressiv. In Kyirong gab es zwei junge Männer, deren Gesichter entstellt waren und die auch noch dazu ein Auge verloren hatten.

In den Rhododendrenwäldern waren verschiedene Pilze und Früchte zu finden. Ausgerechnet im Tal, wo viele köstliche Erdbeeren wuchsen, gab es lästige Blutegel.

Kyirong war im wahrsten Sinne des Wortes ein Dorf, in dem »Milch und Honig« flossen. Auf den zahlreichen Almen gab es sämtliche Milchprodukte im Überfluß, und auf einer dieser nur im Sommer bewirtschafteten Sennereien hatte sich ein riesiger Mastiff losgerissen und mich verletzt. Ich eilte sofort zweitausend Meter tiefer, wo es warme Heilquellen gab. In einer von ihnen wusch ich meine Wunden.

Im Ort wohnte auch ein Arzt, sein Name war Traba Wangdu, aber er war mehr für Tiere zuständig. Ich lernte ihn näher kennen, als mein braver Yak die klimatischen Verhältnisse unter dreitausend Meter Höhe nicht vertrug und Fieber bekam. Ich bat den Amtschin um ein Mittel, und er versicherte mir, die beste Medizin sei die



## MILAREPA

Nur ein kurzes Wegstück oberhalb Kyirongs hatten wir auf steilem Felsen eine Eremitage entdeckt. Vor fast tausend Jahren hatte hier der berühmte Yogi und Mystiker Milarepa in einer Höhle gelebt. Aus den Annalen war bekannt, daß Milarepa am Kailas und in acht Höhlen gelebt hatte, die bei Kyirong trug den Namen Trakar Taso (weißer Felsen; Pferdezahn).

Milarepa lebte von Brennesselspinat und war in der Lage, mit den Tieren des Waldes, mit dem Wasser und den Pflanzen Zwiesprache zu halten. Wir machten Zeichnungen von dieser Einsiedelei und waren stolz auf die Entdeckung. Wir vermeinten auch, die ersten Fremden in Kyirong gewesen zu sein, bis ich Ende der achtziger Jahre eines Besseren belehrt wurde. 1855 war Dr. H. Ambrose Oldfield als Arzt in der britischen Kolonialarmee tätig und unternahm eine mutige verbotene Expedition bis nach Kyirong. Typisch für den Engländer, daß er eine wunderschöne Zeichnung vom »Dorf der Glückseligkeit«, Kyirong, machte, auf der die mit ewigem Eis bedeckten Gipfel auf den Ort heruntersahen, wo wortwörtlich Milch und Honig flossen.



Galle des Bären. Trotz ihres hohen Preises nutzte diese Behandlung nichts. Unser für eine eventuelle Flucht unentbehrlicher Yak mußte notgeschlachtet werden. So konnten wir wenigstens etwas Fleisch retten. Aber kein Tibeter war bereit, es zu tun. Schließlich bekam ich den Rat, den nepalischen Schmied zu fragen, der außerhalb des Ortes in einer Hütte wohnte.

Ich kannte ihn bereits, denn er hatte mir Metallbacken für meine primitiven Birkenholzschi geschmiedet. Bereitwillig machte er die Arbeit und war höchst erstaunt, was wir ihm alles von dem Tier überließen. Einen Schenkel behielten wir für uns, einen bekam die Bäuerin, bei der wir wohnten, und alles übrige erhielt der Schmied. Wir waren eben noch Anfänger und wußten zu diesem Zeitpunkt nicht, wie man in Tibet lebt und was man von einem Tier alles essen kann.

Bleibt noch zu schildern, woher der Honig kam. Kyirong lag am Oberlauf des Kosiflusses, der nach acht Kilometern über die Grenze nach Nepal floß. Das Wasser des Kosi stürzte in mehreren Wasserfällen durch die Schlucht, und man mußte schwindelfrei sein, um

den einzigen Pfad zu begehen. Der Transport von Lasten war überhaupt nur auf Menschenrücken möglich.

Unter den trockenen Überhängen der senkrechten Felsen, wo sonst auch die Lämmergeier gern ihre Horste bauten, hatten die klugen Bienen ihre Waben angelegt. Den Tibetern war es untersagt, den Honig selbst zu holen, denn offensichtlich verloren dabei einige der Bienen ihr Leben. Vor allem aber nahm man ihnen mit dem Honig ja die Nahrung weg. Die salomonische Lösung war, daß die Nepalesen als Hindus die Erlaubnis vom Gouverneur bekamen, den Honig zu holen, und die Tibeter kauften ihnen den kostbaren Saft ab. Es war tagelang ein atemberaubendes Schauspiel, wenn die Männer sich an Lianenseilen etwa siebzig bis achtzig Meter herunterließen. Es war perfektes Teamwork, wie Rauchschwaden gemacht wurden und an Seilen die Beute hochgezogen wurde. Unter ihnen die tosenden Wassermassen, deren Lärm eine mündliche Verständigung unmöglich machte.

Kyirong beschrieb ich deshalb etwas näher, weil es alles das umfaßt, was die Natur uns geschenkt hat. Und die Tibeter haben es geschätzt, geliebt und gut verwaltet.

In meinem ersten Buch über Tibet erzählte ich von meiner Vision, daß ich eines Tages zurückkehren würde. Ich würde ein Haus bauen aus rötlichem Zedernholz, mit Schindeln gedeckt, genau wie in Kyirong und in meiner Heimat Österreich. Zwei Bäche würden durch meinen Garten fließen, einer mit dem klaren kalten Wasser von den Bergen und einer mit warmem von den Heilquellen zum Baden. Im Garten sollten alle Früchte gedeihen, und einer der vielen Eremiten könnte mein Guru sein.

Aber selbst wenn ich guten Willens wäre, würde uns der Guru wahrscheinlich auch nach Jahren keines der vielen Geheimnisse verständlich machen können, denn ich bin eben doch ein Europäer.





# ZEIT IM ÜBERFLUSS



Je länger wir in Lhasa lebten, desto mehr wurden wir mit Aufgaben betraut, die dem Lande dienten. Dank meiner Sprachkenntnisse bekam ich von Minister Surkhang einen alten Radioapparat geschenkt, mit dem ich jeden Morgen Nachrichten aus aller Welt hören konnte. Der Empfang war übrigens erstaunlich gut: Keine Elektrogeräte störten die Radiowellen. Allerdings mußte ich die Batterie immer wieder bei der britischen Mission aufladen lassen.

Zwar stand in meinen täglichen Berichten die Entwicklung der politischen Lage, vor allem an der Grenze zu China, an erster Stelle, aber ich unterrichtete die Minister und den Dalai Lama auch über andere interessante Dinge, die in der Welt geschahen.

Einmal erzählte ich mit begeisterten Worten, daß ein Jet erfunden worden sei, mit dem der Atlantik in nur sechs Stunden überquert werden konnte. Für mich eine Sensation! Daraufhin trat Schweigen ein. Schließlich fragte einer der Minister: »Warum?«

Ich konnte es ihm auch nicht erklären. Zeitgewinn imponierte ihnen nicht, hätte keinen Tibeter beeindruckt. Eine Stunde mehr oder weniger, ja, ein Tag länger oder kürzer, das zählte nicht. Tibeter strahlen eine ungeheure Gelassenheit aus. Tempo, Hektik, Streß sind ihnen fremd. Diese Ruhe hat mich immer beeindruckt. Und es ist eine der Eigenschaften, die ich mir angeeignet und nach Europa mitgebracht habe.

Der tibetische Kalender kannte wie der unsrige sieben Wochentage, wobei am Samstag alle Ämter geschlossen waren. Es gab zwölf Monate, jeder Monat hatte dreißig Tage. Neumond war der erste und Vollmond immer der fünfzehnte des Monats. Alle drei Jahre wurde ein zusätzlicher Monat eingeschaltet.

Statt Jahreszahlen gab es Namen, eine Kombination aus Tierkreiszeichen und den fünf Elementen. Das Erscheinungs-



## UHREN

Uhren waren selbst in Lhasa eine Seltenheit. Sie waren auch gar nicht erforderlich. Es kam ja nicht auf die Minute an, Zeit wurde nach dem Hahenschrei, nach der Dämmerung, dem Sonnenstand usw. genau genug bestimmt, um pünktlich zur Zeremonie zu erscheinen.





## DRACHENSTEIGEN IM HERBST

Jede Jahreszeit brachte auch ihre eigenen Vergnügungen mit sich. Im Herbst zum Beispiel hat das Drachensteigen besondere Freude bereitet. Nach der kurzen Regenzeit gegen Ende des Sommers wurden im Basar bunte Drachen angeboten.

Pünktlich am ersten Tag des achten Monats stieg der erste über dem Potala auf, und von da an war ein Monat lang der Himmel über Lhasa voller bewegter Farbtupfer. Der fröhliche Wettstreit wurde bei jung und alt zum Lieblingsspiel. Die kleinen Kunstwerke hingen an vielen hundert Meter langen Schnüren, die mit Leim und zermahlenem Glas eingerieben wurden. Die Idee war, die Schnur des Gegners mit der eigenen zu kreuzen und sie durch schnelles Auf und Ab durchzusägen. Das erforderte Zeit, Kraft und Geschicklichkeit, und die Zuschauer bejubelten den Sieger, dem es gelungen war, den Faden seines Gegners durchzuschneiden. Der langsam zu Boden schwebende Drache des Verlierers gehörte ihm.



Jahr dieses Buches trägt den Namen Feuer-Maus. Die Namen entsprechen der Kombination der fünf Elemente Holz, Feuer, Erde, Eisen und Wasser mit den zwölf Tierkreiszeichen Maus, Stier, Tiger, Hase, Drache, Schlange, Pferd, Schaf, Affe, Vogel, Hund und Schwein. Unser Jahr 2000 wird in der tibetischen Zeitrechnung das männliche Eisen-Drachens-Jahr sein (jedes Tier kommt einmal in der männlichen und einmal in der weiblichen Form vor).

In Tibet rechnete man nicht in Jahrhunderten, sondern in Zyklen von sechzig Jahren, die sich aus der Kombination der fünf Elemente mit den Tierkreiszeichen ergaben. Der erste Zyklus hat im Jahr 1027 westlicher Zeitrechnung begonnen.

Auf dem tibetischen Kalender standen traditionell sehr viele Feiertage, die sämtlich religiöser Natur waren und im Anschluß an die offizielle Zeremonie mit Essen, Trinken, Singen, Tanz und spielerischen Wettbewerben von der ganzen Bevölkerung fröhlich begangen wurden. Eine an solchen Festlichkeiten besonders reiche Zeit war der Übergang vom alten zum neuen Jahr (meistens in »unserem« Februar oder März), der mehr als zwei Wochen lang mit viel Spaß, Besinnung und auch Pomp und Lärm gefeiert wurde. Eine andere Zeit, die von allen Tibetern besonders hoch geschätzt wurde, war der vierte Monat des Jahres, speziell der fünfzehnte Tag (Vollmond), Buddhas Geburt, Erleuchtung und Eingehen ins Nirvana. Zu dieser Zeit kam es mehr noch als sonst darauf an, ein frommes Leben zu führen. In diesem Monat wurde in ganz Tibet kein Tier geschlachtet, und es gab im Basar kein frisches Fleisch. Das ganze Jahr über bereitete man sich darauf vor.

Die ärmeren Leute hatten Knöchel und Gelenke der Schlachttiere aufgehoben und kochten sie nun stunden- oder gar tagelang. Die Knorpel und Sehnen waren, gewürzt mit scharfem, rotem Paprika, ein Leckerbissen auch für mich.

Von den Gebräuchen in den verschiedenen Jahreszeiten ist einer besonders erwähnenswert: Im Frühjahr (am achten Tag des dritten Monats) mußten alle Beamten, vom Minister bis zum Sekretär, zu früher Stunde in den Thronsaal hoch oben im Potala. Egal, wie kalt oder wie warm es war, alle hatten die für den Sommer vorgeschriebenen Roben angezogen. Im Herbst wiederholte sich die Zeremonie: Ob warm oder kalt, alle mußten ihre leichten Sommerkleider mit den schweren, pelzgefütterten Winterroben getauscht haben. Das Wetter hat nicht immer mitgespielt, und vor allem im Frühling konnte man frierende Gestalten sehen.



Surkhang Wangtschuk, der Bruder des Kabinettsministers Surkhang und Sohn des Welt-Außenministers Surkhang Dzasa, war ein enger Freund von mir. Hier wird der Mönchsbeamte und spätere Gouverneur von Gyantse von Agu Thönpa, dem besten Schauspieler und Sänger von Lhasa, im Kytschu gewaschen.



# ASTROLOGIE



»Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens«, sagt Goethe. Und in Tibet, einem Land, das man noch vor wenigen Jahren als das »letzte Mysterium unserer Erde« bezeichnete, spielten Magie, Astrologie und Aberglaube eine noch größere Rolle als bei uns im Westen. Beschwörungen, Symbolik, Errichtung von Schutz- und Abwehrzeichen, das geheimnisvolle Wissen um Kräfte in Menschen und Dingen und vieles mehr konnte ich allerdings auf der ganzen Welt feststellen. Die Welt ist immer noch voller Wunder, und der ewige Wunsch des Menschen nach Bewahren des Glücks und Abwehr des Unheils wird leider auch von Scharlatanen genutzt. Furcht und Angst lassen schwache Menschen bei Sekten Zuflucht nehmen, die auch an der Wende zum nächsten Jahrtausend Fanatiker als Religionsgründer hervorbringen werden, die selbst vor Menschenopfern nicht zurückschrecken. Fanatismus, egal auf welchem Gebiet, ist jedoch abzulehnen, auch wenn die Idee etwas Gutes oder Religiöses zu sein scheint.

In Tibet hat die Astrologie – Sterne deuten, Horoskope errechnen – einen hohen Stellenwert und war unzertrennlich mit der Medizin verbunden. In Lhasa und auch heute im Exil trägt die Schule dafür den Namen Men-Tsi-Khang, also »das Haus für Medizin und Astrologie«.

Die Astrologen, Tsipa genannt, besaßen außer Büchern auch ein buntes Thangka, ein Rollbild voll mit magischen Zeichen, Mantras und Symbolen. Mit seinem durch Studium erworbenen Wissen konnte der Deuter eine Art Würfelwahrsagerei betreiben, die es dem Hilfesuchenden ermöglichte, Aktivitäten zu terminieren oder mit Weihrauch und Mantras das Übel abzuwenden.

Die tibetische Astrologie beruht auf dem Geburtsjahr des Menschen, den zwölf Tierkreiszeichen sowie den Elementen, die dem Geburtsjahr zugeordnet waren. Die jeweilige Tier-Element-Kombination wurde dann mit derjenigen des Zeitraumes verglichen, über den Auskunft erteilt werden sollte. Da gab es günstige und schlechte Kombinationen, wenn man zum Beispiel einen Partner zur Ehe suchte. Der Astrologiekundige hätte etwa empfohlen, die Hochzeit



zu verschieben, wenn der ins Auge gefaßte Zeitpunkt unter einem schlechten Stern stand, oder gar von einer Verbindung abgeraten, falls die Kombinationen von Element und Tierkreiszeichen der beiden nicht zueinander paßten.

Das Horoskop informierte über körperliche und seelische Zustände, über mögliche gesundheitliche Risiken und andere Gefahren und wurde deshalb vor jeder wichtigen Entscheidung oder geplanten Aktivität zu Rate gezogen. Wenn der Astrologe zu einem bestimmten Zeitpunkt etwa zu dem Ergebnis kam, ein Ortswechsel in südlicher Richtung sei nicht günstig, verschob der Reisende seine Pläne, paßte sein Vorhaben den Empfehlungen an oder brachte Opfer, um das Unheil abzuwenden.

Die Tibeter kannten nicht nur Geburts- und Ereignishoroskope. Von besonderer Bedeutung war der Moment des Todes und die ihm unmittelbar folgende Zeit. Die astrologischen Berechnungen dienten dann nicht nur dem Schutz der Seele des Verstorbenen, sondern sollten auch die Angehörigen vor schlechten Einflüssen seines toten Geistes bewahren.

Hier noch ein Satz aus dem Horoskop, das ich mir in Lhasa geben ließ: »Im Osten habt Ihr viele Gegner.« Ein Satz, der mich ebenso nach Europa begleitet hat wie meine Freude an den bunten tibetischen Fähnchen.

An schlanken serbischen Fichten ist eine lange Schnur befestigt. An ihr flattern quer über den Garten meines kleinen Berghäuschens bunte Wimpel – ein Stückchen Tibet mitten in den österreichischen Bergen.

Es sind Gebetsfahnen aus Stoff und Papier, jede einzelne in einem satten Farbton, bis Sonne, Regen und Wind sie bleichen und zerfransen. Beim nächsten feierlichen Anlaß, spätestens zum Jahreswechsel, werden neue dazugebunden, und das farbenfrohe, friedliche und fröhliche Bild bleibt erhalten.

Klöster, aber auch Familien in Tibet besaßen Druckstöcke aus Holz, in die man Gebetsformeln oder Bilder geschnitzt hatte. Zwei der beliebtesten



#### BESONDERE ZEITEN

Neben den Feiertagen kennt der tibetische Mondkalender noch zahlreiche andere Daten, die das Leben der Menschen beeinflussen und an denen sie – je nachdem – besondere Vorsicht walten ließen oder sich auf gutes Gelingen freuen durften. Der Beginn einer Arbeit sollte beispielsweise nicht auf den zweiten, achten, vierzehnten, zwanzigsten oder sechsundzwanzigsten fallen, sondern besser auf einen Monatstag mit einer Neun. Andererseits galten gerade alle Lebensjahre eines Menschen, die auf eine Neun endeten, als heikel.



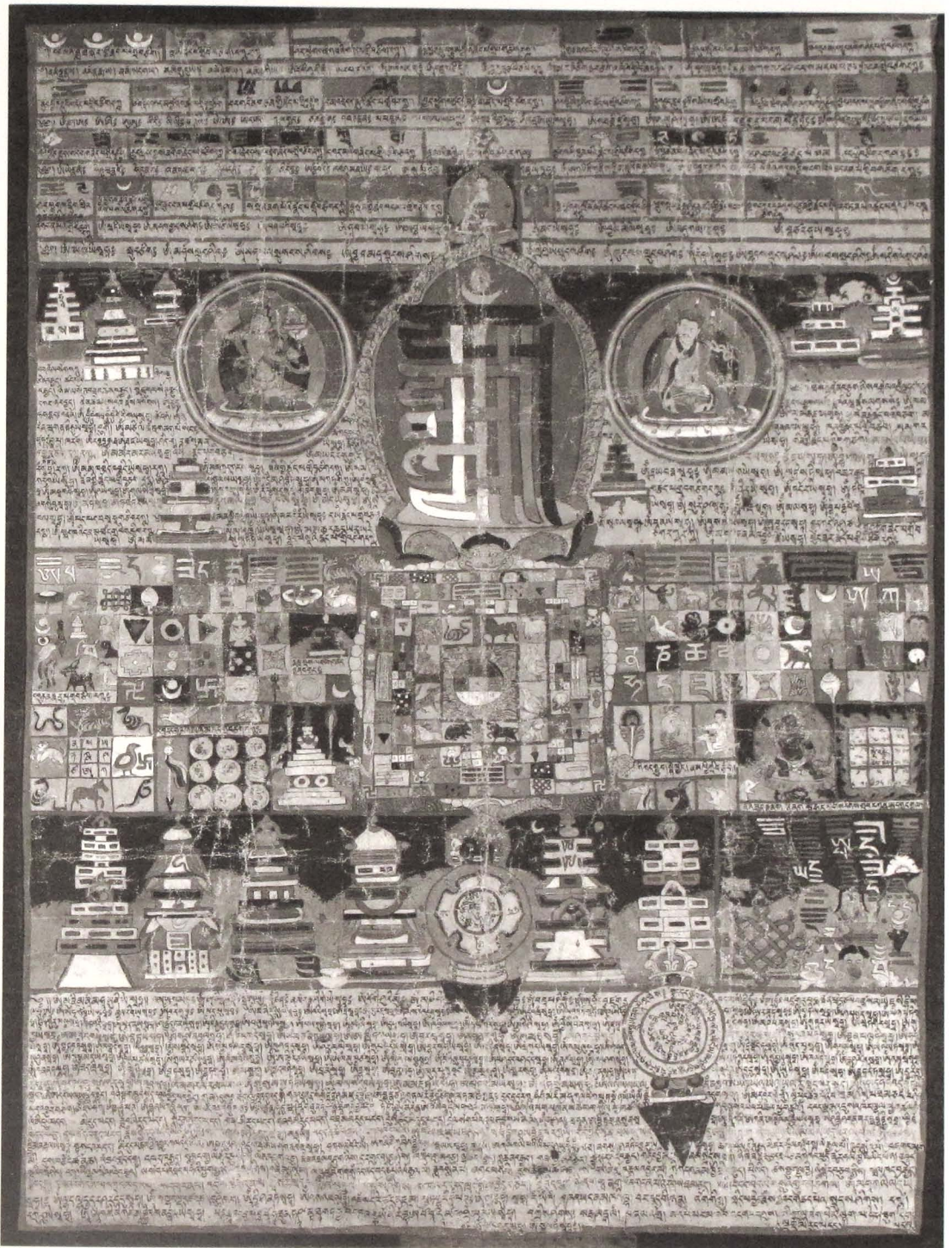
Motive waren das Siegesbanner mit den acht Glückssymbolen und das Windpferd (Lungta). Statt eines Sattels trägt es auf dem Rücken das mystische Juwel Norbu, sozusagen das Glanzstück unter den vielen glückbringenden Symbolen, das alle Wünsche erfüllt.

Die Farben, die sich der Reihe nach immer wiederholen, sind: Blau, Weiß, Rot, Grün und Gelb. Je nach Belieben kann man aber auch eine Farbe allein oder ein besonderes Symbol wählen. Als man den Dalai Lama fragte, welche Farbe er bevorzuge, meinte er als Umweltschützer: Grün. Seit er einmal diese Bemerkung machte, sieht man bei Besuchen oder Zeremonien, an denen er teilnimmt, besonders viel Grün. So hat er es mir 1994 in Dharamsala erklärt.

Von den zahlreichen Symbolen habe ich für das Museum in Hüttenberg eines aus der Serie der »acht glorreichen Embleme«, das Glücksdiagramm, auch »ewiger« oder »endloser« Knoten genannt, gewählt.

Wenn Tibeter unterwegs sind, auf Geschäftsreisen oder Pilgerfahrt, befestigen sie auf Brücken, Pässen und an heiligen Orten ganze Serien der bunten Gebetsfahnen, dabei werfen sie als Opfer geröstetes Gerstenmehl gen Himmel und rufen »So So«, eine Aufforderung an die Götter: »Nehmet, nehmet.«





# FESTE



Tibet: Man könnte es auch das Land der Feste und Zeremonien nennen, denn kaum ein Tag vergeht, der nicht ein »besonderer« ist. Mehr noch als für andere Landesteile gilt dies für Lhasa.

Hugh Richardson, der von 1936 bis 1950 in Tibet und Sikkim lebte, stellt in seinem bislang leider nur in Englisch vorliegenden Buch *Ceremonies of the Lhasa Year* einen Kalender der Festivitäten zusammen, der sage und schreibe einundsechzig Daten enthält – und immer noch keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt.

In ihrer Farbenpracht, zeremoniellen Ernsthaftigkeit und spirituellen Vergnügtheit waren die Feiertage in Tibet einzigartig, und einzigartig auch die innige Verschmelzung von religiöser Vertiefung, ekstatischer Entäußerung in Schauspiel und Tanz mit durchaus laizistischen Elementen der Zerstreuung.

Im Mittelpunkt stand während der Feierlichkeiten mehr noch als sonst die Hauptstadt mit den drei Klöstern in ihrer unmittelbaren Umgebung. In Lhasa selbst waren drei Orte Ausgangspunkt der Prozessionen, Schauplatz der Rituale und Gebete sowie Zentren der gesellschaftlichen Festaktivitäten: der Potala, die Anlage des Tsuglagkhang mit dem heiligen Jokhang-Tempel und schließlich – wenn auch drei Kilometer in westlicher Richtung außerhalb gelegen – der Norbulingka (Edelsteingarten), die Sommerresidenz des Dalai Lama, wo alljährlich die »Opernfestspiele« stattfanden, an denen Seine Heiligkeit mit Tausenden seiner Bewunderer außerordentliches Vergnügen fand.

Die Feste in Lhasa sind ein ganz eigenes Buch wert – und dieses hat Hugh Richardson auf hervorragende Weise geschrieben. Auch ich habe in meinen Büchern schon einiges an Fotos gezeigt und meine Beobachtungen festgehalten. In diesem möchte ich mich nun darauf beschränken, einige Bilder zu präsentieren, um nur eine ganz annäherungsweise Impression davon zu vermitteln, welche Pracht bei diesen Gelegenheiten herrschte, wie sehr diese Feste von allen Tibetern, Mönchen wie Laien, geschätzt wurden und wieviel Lebensfreude sich darin ausdrückte.



Die Feste in Lhasa muteten wie ein ganz eigener Kosmos an, in dem viele der menschlichen Urbedürfnisse Erfüllung fanden, und vielleicht haben sie uns Westler gerade dadurch so fasziniert. Denn das ist es doch, woran es unserer schnellebigen Welt mangelt: Transzendenz, heitere Besinnlichkeit mit einem über uns hinausweisenden Sinn und Zweck. All das bot der tibetische Kalender reichlich, in einer geradezu ausgefeilt wirkenden Mischung aus rein religiösen und eher lässig-fröhlichen Anlässen, gefolgt von Feiern, die der Besinnung auf die nationale Identität dienten. Feiern in Lhasa: Gebete, Meditation, Spiele, Speisen, sportliche Ertüchtigung zur Stärkung der Religion und des Staatswesens.







*Oben:* Das alte Staatsorakel in Lhasa. (Foto: D.N. Tsarong)

*Seite 33:* Buben mit fröhlichen Masken. Sie bewegten sich oft zwischen den ernsthaften Tänzern und mockierten sich über sie.

*Unten:* Kein Neujahrsfest ohne Befragung des prächtig gewandeten Orakels. Bereits seine Vorhut wurde voller Spannung vor dem Haupttor des Tsuglagkhang erwartet.





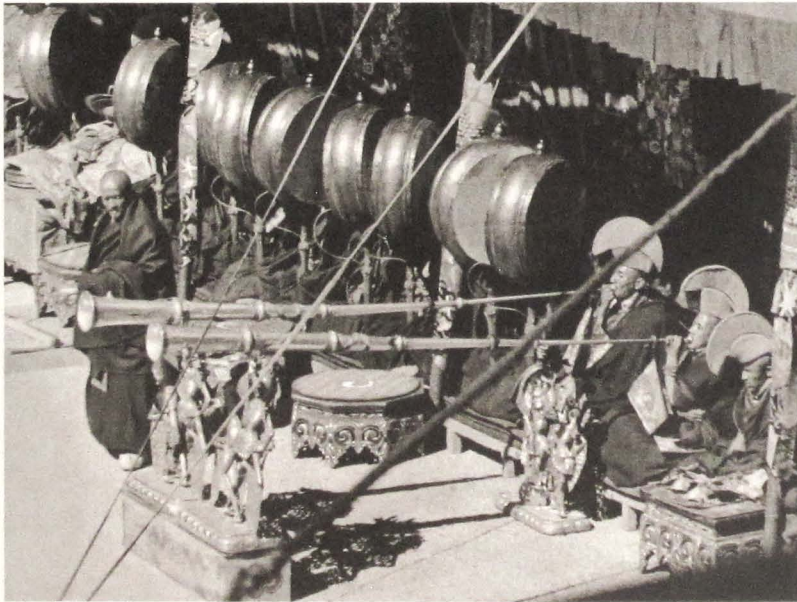
*Oben:* Nachdem die Dämonen des alten Jahres ausgetrieben waren, wurde das neue mit allen Ehren empfangen. Zum »Großen Gebet« (Mönlam Tschepo) trafen zwischen zwanzig- und fünfundzwanzigtausend Mönche aus den Klöstern Drepung, Sera und Ganden in Lhasa ein.

Bei den großen Zeremonien wie hier am Fuß des Potala hatten sie privilegierte, für sie reservierte Zonen. Im Vordergrund serviert ein Beamter vierten Ranges den Kabinettsministern das Essen.

*Mitte:* Auch diese Aufnahmen machte ich während des Neujahrsfestes vor dem Haupttor des Tsuglagkhang. Diese Mönche verliehen der Zeremonie mit ihren kostbaren Tschinellen und tiefkehligen Litaneien akustisch eine ganz eigene Note.

*Links:* An den schweren mit Goldornamenten verzierten Eisenzeptern, Symbol ihrer Macht während des »Großen Gebets« zu Neujahr, erkannte man die Vorsteher des Klosters Drepung, Schälngos genannt. Der Respekt der Einwohner Lhasas war ihnen in diesen drei Wochen sicher.





*Oben:* Östlich vom Hauptgebäude des Potala befand sich ein großer Hof. Am 29. des letzten Monats wurde mit einem Feuer und Gewehrscüssen aus Vorderladern das alte Jahr beendet. Lange Hörner und viele Trommeln sorgten für ohrenbetäubenden Lärm.

*Unten:* Von den fein gearbeiteten Instrumenten, die mit goldenen Ornamenten verziert waren, ließen sich nicht nur Europäer wie wir immer wieder beeindruckt sein. Die Mischung aus den tiefen Tönen der fünf Meter langen Trompeten, Tschinellen, Trommeln und Litaneien folgte streng in Notenbüchern festgehaltenen Rhythmen.



*Oben links:* Die Versorgung der Mönche während der mehrstündigen Zeremonien war nicht einfach. Streng wurde darüber gewacht, daß jeder den ihm zustehenden Anteil bekam. Zu genau festgelegten Zeiten wurden Reis mit Rosinen und Buttertee verteilt.

*Oben rechts:* Im Mittelpunkt der Zeremonie sitzt Ganden Tri Rinpotsche, der das höchste Amt im Orden der Gelugpa-Kirche bekleidet.

*Unten:* Die gewaltigen Kessel neben dem Tor zum Tsuglagkhang dienten der Zubereitung des Tees.





*Oben:* Symbolische Kraft wohnte den Fadenkreuzen (»Dü«) inne, in denen sich die Dämonen wie in einem Spinnennetz verfangen. Wenn sie vom Geisterbeschwörer nicht beruhigt werden konnten, wurden diese bunten Kunstwerke – wie auch die drei Meter hohen Tormas – verbrannt. Es war ein richtiges Freudenfest für Tausende von Tibetern, die am Stadtrand mit Gejohle die Vernichtung des Bösen bejubelten, als genährt von Öl und Butter, die Stichflammen gen Himmel schossen. Auch der Dalai Lama war anwesend, und das Staatsorakel hatte seinen Auftritt.

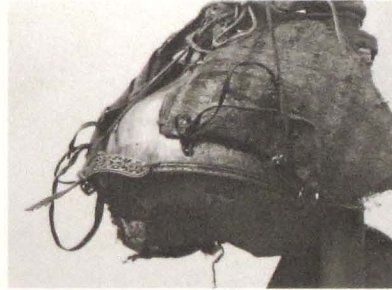


*Links:* Der Höhepunkt des Neujahrsfestes für die Bevölkerung der Hauptstadt war zweifellos das Butterlampenfest am 15. Tag des ersten Monats. Nach Sonnenuntergang war die Stadt in das Licht unzähliger Butterlampen getaucht, die die Skulpturen, die bis zu fünf Meter hoch sein konnten und Szenen aus der Geister- und Götterwelt darstellten, rund um den Barkor optisch zum Leben erweckten.



*Oben:* Während der Neujahrsfestwochen fand in der riesigen Ebene zwischen dem Potala und dem Kloster Sera eines der größten Spektakel statt. Hunderte von Männern aus verschiedenen Adelshäusern trugen alte Rüstungen mit Kettenhemden und eisernen Helmen, bewaffnet mit Vorderladern, Speeren, Pfeil und Bogen. Die Pfeile steckten in metallverzierten lederen Köchern, und auch die Kleidung war aus Leder.

*Rechts:* Zu ihren Kettenhemden trugen die Soldaten früher diese Art von Helmen.



*Unten:* In bunten Zelten rasteten die »Krieger«, reichlich mit Tschang (tibetisches Bier) versorgt.







*Oben:* Seine Heiligkeit, der Dalai Lama, begann das neue Jahr an zwei aufeinanderfolgenden Tagen mit einem religiösen und einem mehr weltlich orientierten Empfang im Potala. Am zweiten Tag, Gyalpo Losar, wurden wertvolle historische Gewänder präsentiert, die das Jahr über sorgfältig in einer Schatzkammer des Potala aufbewahrt und nach dem Fest penibel auf eventuelle Beschädigungen hin untersucht wurden.

*Unten:* Zu den spektakulärsten Ereignissen während des Neujahrsfests am Fuße des Potala gehörte der »Tag des Thangka«. Wenige Stunden lang wurden die riesigen Rollbilder an der Fassade des Palastes heruntergelassen. Sie stellen Szenen aus dem Leben vergangener und künftiger Buddhas dar und waren in ihrer Farbenpracht ein Schauspiel, das seinesgleichen suchte.



*Oben:* Im Rahmen der Neujahrsfestlichkeiten traten auch die Rüyentänzer aus Gonkar mit ihren Masken und den Schürzen aus Menschenknochen auf. Es handelte sich um das größte Rollbild der Welt.



*Links:* Die vier Meter hohe Statue der Göttin Palden Lhamo wurde einmal im Jahr aus dem dritten Stock des Jokhang geholt und in einer riesigen Prozession um den Barkor getragen. Da auch die Nepalesen die Göttin verehrten, war das Gedränge besonders groß. (Foto: D.N. Tsarong)





Theater-  
aufführung im  
Norbulingka.











*Linke Seite oben:* Im östlichen Hof des Potala, Devang Schar, fand am 29. Tag des letzten Monats die Reinigung von allen Sünden und Übeln des zu Ende gehenden Jahres statt. Zum Abschluß wurde im Südosteck des Hofes ein scharfes Feuer aus trockenem Dornengestrupp entfacht und in einem großen Kessel Öl zum Sieden gebracht. Begleitet von den mächtigen Schwarzhut-Tänzern näherte sich der Abt und höchste Professor des Klosters, Namgye Trsang, und schüttete eine Schale Alkohol in das brodelnde Öl. In den Stiechflammen verbrannte die papierene Figur des alten Jahres. Mit einem Tritt stürzte der Abt den Kessel um, und der Hof wurde zum Inferno. Sämtliche Musikinstrumente des Klosters und das Schreien aller Anwesenden machten diese Zeremonie zu einem unvergesslichen Spektakel.

*Linke Seite unten:* Bei den Akteuren dieser Zeremonie am 24.

Tag des ersten Monats handelte es sich um die fünfhundert Mönche des strengsten Ordens Tibets aus dem tantrischen Kloster Gyu-Me. Die Gesches, die Professoren oder Gelehrten, wie sie hießen, hatten ihre Prüfungen bestanden und begleiteten ihre Litaneien mit Trommeln und Tschellen. Am linken Bildrand: die große Weide, Haar Buddhas - genannt. Wenn ihre hellen gelbgrünen Triebe kamen, war auch der Frühling da.

*Oben:* Bei Zeremonien waren für hohe Beamte gute Plätze vorgesehen. Hier Lobsang Samten, der Bruder des Dalai Lama (Mitte), links der jüngere Bruder des Ministers Surkhang, der als General im vierten Rang stand. Sein Titel lautete auf Tibetisch - Depon -. Rechts Schokhang Wangdu, mein engster Freund, mit dem ich mir die Leica teilte und der vom Regenten degradiert wurde, weil er unerlaubterweise fotografiert hatte.

# ESSEN UND TRINKEN



Die reiche Fülle der Natur ermöglichte, daß kein Mensch je Hunger litt, und man darf sagen, daß die Eßkultur in Tibet hoch entwickelt war. Zu den Hauptnahrungsmitteln gehörten Tsampa und Fleisch.

Tsampa: geröstetes Gerstenmehl, eine wohlschmeckende Grundlage für gesundes, variantenreiches Essen, welches auch auf Reisen jederzeit bereitstand.

Nach der Ernte der Gerste wurde die Spreu von den Körnern getrennt. Zum Rösten erhitzte man Sand in einer Pfanne auf einem Feuer aus Dornengestrüpp. Wenn die Gerstenkörner in die Pfanne geschüttet wurden, sprangen sie wie Popcorn auf. Allein schon der Geruch war köstlich. Dann wurde der Inhalt in eine andere, mit Löchern versehene Pfanne umgeschüttet, die als Sieb gebraucht wurde: Der Sand fiel durch, und übrig blieben die duftenden, bräunlich gerösteten Gerstenkörner. Nachdem man eine Handvoll gekostet hatte, wurden sie zu Mehl verarbeitet.

Dies war eine sehr kluge Eßgewohnheit, die den Gegebenheiten des tibetischen Hochlandes optimal entsprach. Die Nomaden konnten auf ihren langen Wegen ja nicht täglich das Essen kochen, und so hatten sie – ebenso wie Mönche und Bettler – stets ihr Mehlsäckchen bei sich. Und was immer es dann den Tag über gab, Wasser, Bier, Milch oder Tee, es kam in die Teeschale, die sie gleichfalls in der Brusttasche am Leib trugen; darauf eine Portion Tsampa, mit den Fingern umgerührt, und fertig waren kleine, nahrhafte Knödel.

Wie schon gesagt: Der Fleischkonsum war in Tibet sehr hoch, und das in einem so strenggläubigen buddhistischen Land, in dem das Töten von Tieren verboten war. Für unsere Begriffe besteht darin ein Widerspruch, und auch die Tibeter selbst tun sich etwas schwer, ihn zu erklären.

Man muß sich zunächst vor Augen führen, daß die buddhistische Lehre nicht den Fleischverzehr verbietet; nur zum Schlachten würde sich kein Gläubiger hergeben. Diese Tätigkeit wurde deshalb aus der Gesellschaft ausgegliedert – hinter die Stadtmauern verdrängt und von Menschen anderer Religionszugehörigkeit ausgeübt.

Ein gläubiger Buddhist würde alles tun, um den Tod eines Lebewesens zu verhindern, und auch ich habe von dieser Einstellung soviel gelernt, daß ich keine Mücke mutwillig erschlagen würde. Und passiert es mir doch einmal, daß ich einer Fliege etwas zuleide tue, murmele ich »om mani padme hum«.

Was nun den Fleischkonsum betrifft, wäre noch folgendes zu bedenken: Die tibetischen Ernährungsgewohnheiten standen in engem Zusammenhang mit den klimatischen Bedingungen in kühlen, extrem hoch gelegenen Gebirgsregionen. Dort wäre ein rein vegetarisches Essen den hohen Anforderungen an den menschlichen Organismus nicht gerecht geworden.

Es war zudem zu beobachten, daß vor allem große Tiere – Yaks, Schafe und Ziegen – als Nahrung dienten, während man Hühner, Fische und anderes Kleingetier nur ganz selten verzehrte. Das hatte wohl den Grund, die Sünde zu verkleinern: Von einem großen Tier wurden viele Menschen satt. Und so erklärte es sich wohl auch, daß von dem einmal geschlachteten Tier praktisch alles verwendet wurde: Die Gedärme wurden zu Würsten, die Lunge füllte man mit Gerstenmehl, man knabberte noch die kleinsten Knöchelchen ab, sogar das Innere der Hufe wurde verzehrt. Ohne Fleisch war das Leben undenkbar.

Schaf aß man am liebsten, Yak war billiger, wobei man betonen muß, daß der Yak ein Ochse war, ein kastrierter Bulle. Deshalb kichern die Tibeter auch, wenn wir von Yakbutter sprechen. Das weibliche Tier, das Milch gibt, nennt man nämlich »Dri«.

Im östlichen Teil des Barkor, der inneren Ringstraße in Lhasa, gab es einen speziellen Fleischmarkt. Neben gewaltigen Yakschenkeln standen ganze Reihen von

abgehäuteten und ausgenommenen Schafkörpern. Schon am frühen Morgen mußte sich mein Diener Nyima auf den Weg machen, denn die fettesten Stücke gingen als erste weg. Mit einem Blick wußte Nyima, welches Schaf er wollte. Dann begann das übliche Feilschen. Der Wert wurde ausschließlich nach der Dicke des Fettes auf den



#### MOMOS – DAS REZEP FÜR NEUN PERSONEN

Teig: 1300 g Mehl, ca. 3/4 l  
Wasser

Füllung: 2,5 kg Rind-  
fleisch, 2 Stangen Porree,  
5 Zwiebeln, 3 Bund Peter-  
silie, 6 Knoblauchzehen,  
Majoran, Pfeffer und Salz,  
alles würfeln und klein-  
hacken

Sauce: Chili, Sojasauce,  
Essig

Den Teig rund ausrollen,  
Mischung darauflegen und  
Teigtaschen formen. Im  
Dampf garen. Ergibt etwa  
160 Momos.



Rippen berechnet. Das billigere hatte nur »Sorkhang«, also Fett so dick wie der Mittelfinger; zweifingerdick war teurer.

Dabei dachte ich an die ersten Monate unserer Flucht zurück, als wir Kopf, Klauen, Eingeweide, das Fell und vor allem die Fettschichten noch herschenkten. Jetzt verstand ich, warum die Tibeter sprachlos waren und sich überschwänglich bedankten. Unschlitt wurde bei uns doch nur zur Herstellung von Schuhpaste verwendet.

Die Mahlzeiten der Tibeter waren gesund und vernünftig über den Tag verteilt. »Richtig« gegessen wurde zweimal – am frühen Vormittag und, noch etwas üppiger, am späten Nachmittag um etwa 17 Uhr. Mit vollem Magen ging also niemand schlafen.

Zwischendurch wurde reichlich Buttertee gereicht. Diese Reihenfolge wurde auch bei großen Essen eingehalten. Die Einladungen dazu begannen um die Mittagszeit und endeten spät nach dem Abendessen – bei weltlichen Feiern mit reichlichem Biergenuß. Die erste (kleinere) Mahlzeit bestand aus Suppe mit Nudeln und weißen Rüben, dazu gab es luftgetrocknetes, möglichst fettes Fleisch und Tsampa.

Die größere Mahlzeit in den frühen Abendstunden war raffinierter und variantenreicher. Gut anderthalb Stunden dauerte ein solches Festmahl. Was bei diesen Feiern aufgetischt wurde, war enorm – und man kann es nicht anders sagen: Die Gesundheitsregeln des tibetischen Buddhismus – die »maßvolle Mitte zu wählen und nicht zuviel zu essen« – wurden dabei nicht befolgt.

Man merkte vor allem auch, daß die Köche der wohlhabenden Haushalte von ihren Arbeitgebern nach China, Bhutan und Ladakh geschickt wurden und auch die indische Küche an Ort und Stelle kennengelernt hatten. Sie lernten sogar, Kuchen zu backen.

Bei den großen Einladungen wurde mit Stäbchen gegessen, und es war üblich, sich für solche Gelegenheiten gegenseitig Geschirr und Personal auszuleihen.

In Lhasa wohnte ich in einem Bungalow neben dem großen Haupthaus meiner Gastfamilie Tsarong, und während der langen Winterabende kam öfters ein Diener und sagte: »Henrig-la, der Sawang Chenpo (so lautete sein Rang) ruft Euch zum Essen.« Dann gab es meist Mongolentopf. Der Koch selbst setzte das dampfende Gericht auf die Mitte des Tisches, hob den Deckel ab, und nun sah man, wie auf einem Gemälde, die bunten Gemüsestreifen mit Fleisch arrangiert. Die feinsten Happen legte er in meine Schale. Dann rief er vergnügt: »Jetzt laßt uns Bier trinken!« Das ganze Gesinde kam ins Zimmer, es wurde gesungen, und oft forderte er mich auf, etwas



zur Unterhaltung beizutragen. Mein größter Erfolg war immer wieder: »Mein Hut, der hat drei Ecken ...« – natürlich ins Tibetische übersetzt. So herzhaftes Gelächter wie das der Tibeter habe ich nirgendwo sonst beobachtet.

Zu großen Festlichkeiten wie Hochzeit, Geburt oder Beförderung in einen höheren Rang veranstaltete man richtige Bierzeremonien. Meist waren es drei oder vier hübsche Frauen, sogenannte Biermädchen, die man gegen Entgelt engagieren konnte. Sie trugen kostbare Brokatkleider und teuren Schmuck, beides jedoch Leihgaben. Es war eine rituelle Handlung, daß die Maid mit beiden Händen die bis zum Rand mit Tschang gefüllte silberne Schale vor den Festgast hielt. Dieser nahm sodann zwischen Daumen und Ringfinger der linken Hand einige Tropfen Bier und schnipste es, die Hand nach oben gerichtet, als Opfertgabe zu den Göttern. War das Opfer für Erdgottheiten bestimmt, wurde die Hand nach unten gerichtet. Bei manchen traditionellen Handlungen gesellte sich noch ein Mann dazu. Ähnlich wie beim Bier offerierte er dem Gast aus einem geschnitzten und buntbemalten Kistchen Gersten- und Weizenmehl.

Nach diesem offiziellen Empfangszereemoniell folgte das aus mehreren Gängen bestehende Festessen. Dann war es wieder die Aufgabe der Biermädchen (bei Hochzeiten die der Brautjungfern), die Gäste zum Trinken zu animieren. Zu fortgeschrittener Stunde, wenn die Aufforderung nicht mehr befolgt wurde, kam es dazu, daß man förmlich genötigt wurde. Links und rechts hielt ein Mädchen den Gast fest, und die Dritte goß ihm das Bier in den widerstrebenden Mund. Daß dabei ein Teil über seinen Seidenmantel floß, spielte keine Rolle. Das größte Kompliment war es für den Gastgeber, wenn man so beschwipst war, daß man nicht mehr nach Hause reiten konnte. Dann wurde man von den Mädchen an Ort und Stelle in dicke Woldecken eingewickelt, und am Morgen nach einem üppigen Frühstück überreichte man eine weiße Glücksschleife (Kata), weil man sich freute, ihre Gastfreundschaft genossen zu haben. Wenn man sich am Abend von einem der Mädchen beson-



#### BUTTERTEE

Über die Zubereitung gab es ein tibetisches Lied, das lautete so:

»Erstens: der beste Tee aus China.

Zweitens: die reine Dri-Butter aus Tibet.

Drittens: das weiße Salz aus den nördlichen Ebenen.

Alle drei stammen von verschiedenen Plätzen, Alle treffen sich in einem Kupferkessel.

Wie der Tee jedoch zubereitet wird,

Das hängt von Dir, o Teebereiterin, ab.«



ders angezogen fühlte, konnte es auch sein, daß die Weigerung, noch mehr Alkohol zu trinken, nur gespielt war. Flirten, Liebesbezeugungen und Eifersucht waren nicht anders als bei uns.

Es ist bekannt, daß in Tibet viel Tee getrunken wird. Daß es hundert und mehr Tassen pro Tag sein könnten, ist sicher übertrieben. Da es gegen die Tradition verstößt, die Schale leer zu trinken, wird nach jedem Schluck sofort nachgeschenkt, und so kommt man der Zahl hundert doch schon recht nahe. Ein weiterer Irrtum, der über den tibetischen Buttertee verbreitet wurde, ist, daß ranzige Butter bevorzugt wird. Warum aber Butter in Lhasa immer ranzig sein mußte, läßt sich leicht erklären. In der Hauptstadt und ihrer näheren Umgebung gab es kaum weibliche Rinder. Die großen Herden grasten in den nördlichen Ebenen (dem Tschangthang in vier- bis sechstausend Meter Höhe), aber vor allem an den Nordabhängen des Himalaja, wo die Almen bis zu fünftausend Meter hoch liegen. Als ich in Kyirong lebte, konnte ich täglich frische Butter, Käse, Quark, saure und Buttermilch bekommen.

Da die Bergbauern ihre Steuer nach Lhasa in Naturalien zahlen mußten, vergingen Monate, bis etwa Butter oder Trockenkäse dort ankamen. Ein Dri gab pro Tag nicht mehr als einen Liter Milch. Die daraus gewonnene Butter war nicht mehr als eine Handvoll. Selbst, wenn man ein Dutzend Kühe besaß, dauerte es Tage, bis eine Last gefüllt war. Meist war dies für große Butterlasten die Haut eines Yak (bis vierzig Kilogramm), für kleinere Mengen füllte man Blase oder Magen irgendeines Haustieres – Schwein, Ziege oder Schaf. Die Besonderheit war, daß die glatte Seite außen und die haarige innen war. Die Butter war später also nicht nur ranzig, sondern im Tee schwammen auch noch Haare.

Die Distanz von der Alm bis zu den Lagerhallen der Regierung in Lhasa betrug immer mehrere hundert Kilometer. Die Yaks der Karawane hatten eine Geschwindigkeit von nicht mehr als drei Kilometer je Stunde und gingen am Tag etwa fünf Stunden. Sie bekamen ja kein Futter, man mußte ihnen also Zeit zum Grasen und Erholen geben. Daß die Butter, wenn sie in Lhasa einem der großen Klöster zugeteilt wurde, nicht mehr frisch war, ist verständlich.

In Drehung, dem größten Kloster der Welt, übernachtete ich öfter bei Lobsang Samten oder Thubten Norbu, zwei der älteren Brüder des Dalai Lama. Der Tee für die acht- bis zehntausend Mönche dort war für mich stets ein Graus, an den ich mich nie gewöhnte. Als Gast wurde man vom Novizen auch noch dauernd zum Trinken gedrängt. Gebückt, die Zunge leicht herausgestreckt, hielt er mir die gefüllte Schale vors Gesicht. Die grünlichgelbe Fettschicht ver-

suchte ich durch Blasen etwas zurückzudrängen, dann schloß ich die Augen und schluckte. Der Novize oder Diener setzte die Schale auf das kleine Falttischchen, goß »frischen« Tee nach, setzte den Deckel drauf und ging. Mir blieb es immer unerklärlich, warum man nicht gleich nach dem Einschenken den heißen Tee trank, sondern erst später, wenn er kalt war und von der Emulsion das gelbgrüne ranzige Fett an der Oberfläche schwamm.

Im Elternhaus des Dalai Lama aber gab es den sogenannten Amdo-Tee, zu dem man statt Butter Milch nahm. Er war köstlich!

Die Herstellung des Buttermilchtees war eine längere Prozedur. Beliebte waren Ziegel aus China, aber auch Assam bemühte sich um den



#### BIER UND BIERMÄDCHEN



In Lhasa gab es keine Bars oder Trinklokale, wo man sich hinsetzen konnte, um ein Bier, in Tibet allgemein unter der Bezeichnung Tschang bekannt, zu genießen. Es gab zwei Häuser, wo man sozusagen im Gassenausschank einfaches Gerstenbier kaufen konnte. Es war keine besonders gute Qualität, aber die Nomaden und Karawanentreiber nach ihren langen Reisen, die Monate dauern konnten, stürzten sich gierig auf das stark alkoholische Getränk. Betrunkene Männer durch die heilige Stadt torkeln zu sehen war nichts Ungewöhnliches. Auch handgreifliche Auseinandersetzungen konnten passieren.

In der Hauptsache waren es Gerste, seltener Mais, Buchweizen oder Reis, welche als Basis dienten. Das köstlichste, aber auch stärkste Bier gab es vom Weizen. Hefe konnte man im Basar als weiße Plätzchen (»Pap«) kaufen, die nach dem Kochen dem Brei beigegeben wurden. Je nach Temperatur war der Tschang langsam oder schnell gegoren und trinkfertig. Es war eine etwas dicke, milchige Flüssigkeit, und der Alkoholgehalt hing lediglich davon ab, wie stark man das Gebräu verdünnte.

In Lhasa war es allerdings üblich, daß die verschiedenen Familien ihren eigenen Tschang herstellten. Mein langjähriger Hausherr Tsarong war für die höchste Qualität bekannt. Er hatte Platz und Geld genug, um den Tschang monatelang in Tonkrügen reifen zu lassen. Die flockigen weißen Teile des zerkochten Getreides hatten Zeit, sich zu setzen, und so war das Bier stark und fast klar.



Markt. Die Qualität war einfach, nicht nur die feinen Blätter, auch die größeren Teile wurden stundenlang gekocht. Soda, das in großen Mengen an den abflußlosen Seen im Norden zu finden war, wurde beigemischt, und die Brühe goß man durch ein Sieb in den Mixer, der einem Butterfaß ähnelte. Nun wurden eine Handvoll vom groben Salz und die Butter beigegeben. Der Stößer wurde im Zylinder auf und ab gezogen, das saugende Geräusch konnte man aus jedem Zelt, aus jedem Haus hören.

Dies war die für Tibet so berühmte Mischung, unentbehrlich auf dem Dach der Welt. Sie ersetzt die Flüssigkeit, enthält Koffein, Vitamin und Fett, ein ideales Getränk für das Hochland, vom ernährungsphysiologischen Gesichtspunkt eine optimale Ergänzung der Nahrung. Ich kannte Einsiedler, die behaupteten, daß sie alleine von Buttermilch leben konnten.



*Links:* Bei der Zubereitung von Buttermilch. Fälschlich spricht man häufig von »Yakbutter«, was nicht korrekt ist, da das Wort »Yak« nur für den Ochsen gilt, also den kastrierten Bullen, dem häufigsten Trage- und Reittier. Das weibliche Tier des Grunzochsens heißt »Dri«. Der »Mixer« für Tee war ähnlich konstruiert wie der Topf der Buttermacher. Der Stößel hatte am unteren Ende eine Scheibe mit zwei Löchern. Ich erinnere mich noch gut an das saugende Geräusch, das entstand, wenn der Tee durch die Löcher gepreßt wurde.

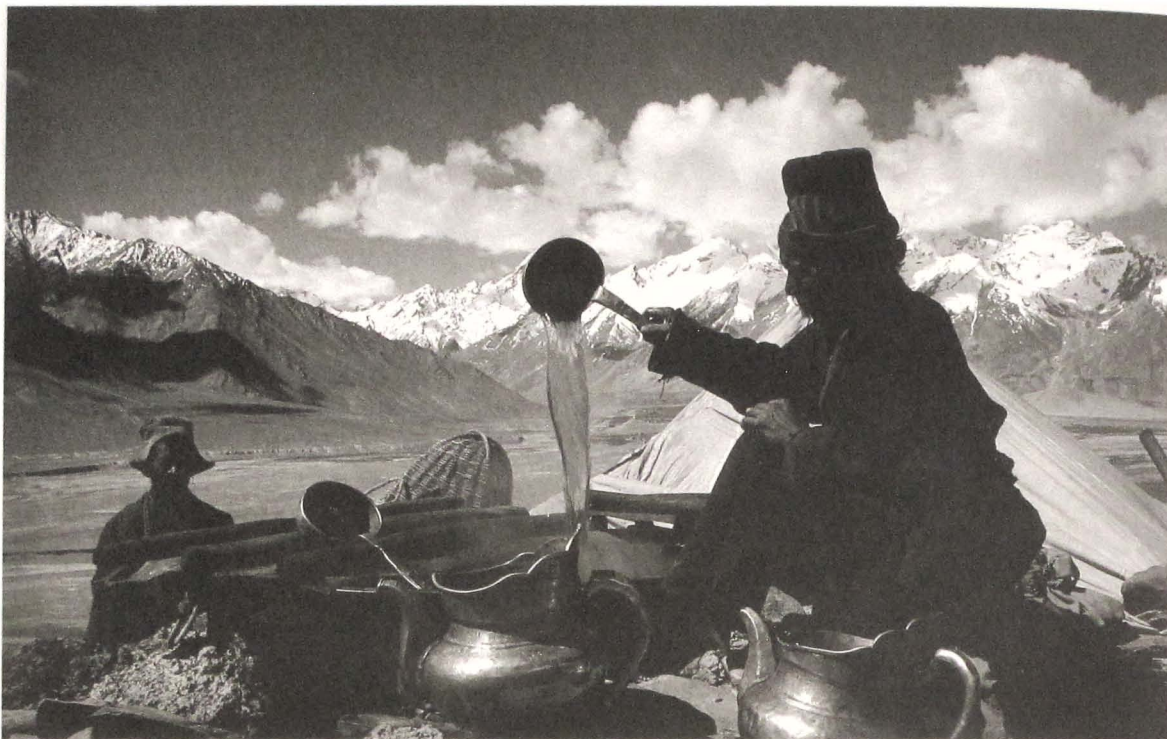
*Unten:* »Ping« waren sehr beliebte Nudeln aus Erbsenmehl. Sie stammten zumeist aus der Provinz Tsang.







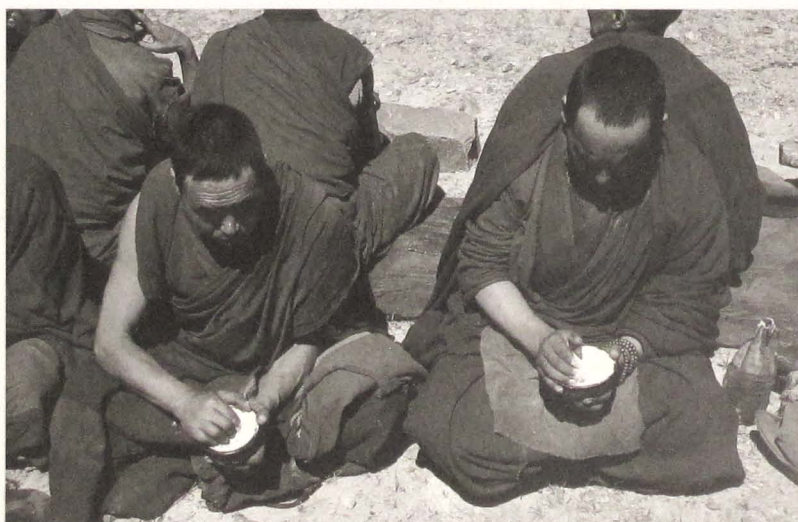
Die bekanntesten  
Biermädchen Lhasas.



*Oben:* Das Nationalgetränk Buttermilchtee wurde häufig im Freien zubereitet.

Man nahm dazu die gröbere Sorte aus China oder Assam. Der Tee wurde stundenlang gekocht, hinzu kamen Salz und Soda. Während des Kochens mußte mit dem Schöpflöffel immer wieder umgerührt werden. In einem zylinderförmigen Gefäß wurde die Brühe dann mit Butter zu einer Emulsion gestoßen.

*Unten:* Alle Tibeter trugen ihre persönliche Teeschale in der Brusttasche dabei. Bei diesen einfachen Mönchen ist die Schale aus gedrechseltem Holz. Sie haben einen Tsampa-Sack mit Gerste bei sich. Da das Mehl in dem Sack bereits geröstet war, hatte man stets eine Mahlzeit eßfertig bei sich. Tsampa ist außerordentlich sättigend und wohlschmeckend und war die Hauptnahrung der Tibeter.

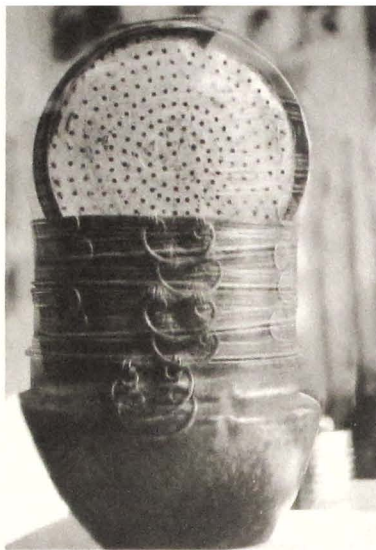
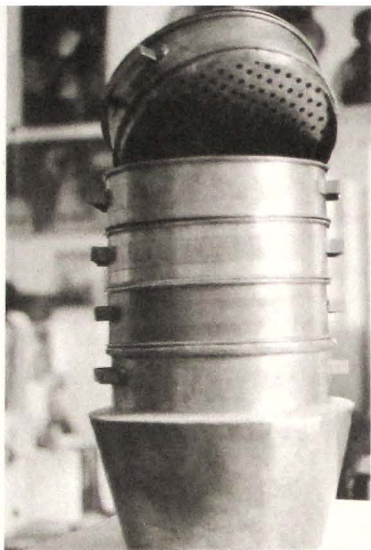






Zweimal im Jahr gab die Regierung ein Festmahl für weltliche und Mönchsbeamte. Die feinsten Köstlichkeiten, die das Land zu bieten hatte, kamen auf den Tisch. Frauen waren nicht geladen.

Als ich dieses Foto aufnahm, waren die erhöhten Plätze der vier gastgebenden Kabinettsminister noch leer. Direkt vor dem Thron saßen hohe Adelige vierten Ranges mit ihren Goldamuletten im Haar, am unteren Bildrand sind Beamte fünften Ranges (Letsenpa) zu sehen, den auch Peter Aufschnaiter und ich bekleideten.



*Oben:* Dampfkochen in Tibet: schonende Garmethode in speziellen Kupfertöpfen, die innen verzinkt waren. (Kupfer allein ist giftig!)

Beliebtestes und berühmtestes Gericht waren fleischgefüllte Teigklößchen, Momo genannt. Sie waren so saftig, daß man sie wie einen reifen Pflirsich essen mußte.

*Links:* Gemeinsam macht die Zubereitung der köstlichen Momos noch einmal soviel Spaß! (Foto: A. Anwander)

*Rechts:* Die köstliche Füllung aus Fleisch, Kräutern, Zwiebeln und Knoblauch.







Oben: Picknicks im Freien gehörten zu den ganz besonders geschätzten Aktivitäten. Vor allem entlang des Kyitschu-Flusses gab es schattenspendende Laubwälder und saftige grüne Wiesen. Picknicks im großen Stil konnten Tage dauern. Dann wurden Küchenzelte aufgebaut, um die beliebten Momo zu garen. Tessa, eine der Töchter Tsarongs, hatte gerade ein Bad im Fluß genommen und sich das Haar hochgesteckt, um es trocknen zu lassen. Neben ihr: der Radiomann der indischen Botschaft und

Tsarong jun., ein hochtalentierter Fotograf (ganz rechts).

Unten: Als besonders praktisch erwiesen sich die wunderschön gearbeiteten zusammenklappbaren Holztische. In der Mitte sehen wir die bekannteste Tibeterin, Rintschen Drölma Traring, in erster Ehe mit Tsarong verheiratet. Sie verfaßte das beste aus tibetischer Feder stammende Buch über Tibet: *Ich bin eine Tochter Tibets*.



*Oben:* Bei großen Essen durfte auch Gemüse nicht fehlen. Zwar verfügte man über keine nennenswerten Erfahrungen im Anbau, aber die Voraussetzungen waren günstig: der Boden gut gedüngt und reichlich Sonnenschein. Bei entsprechender Bewässerung wuchsen Kohl- und Salatköpfe in einer Größe, wie sie in Europa nie möglich wäre. Rekord: Eine Tomate wog vierhundertfünfzig Gramm.

Nach meiner Abreise aus Lhasa profitierte mein Diener Nyima von den Kenntnissen, die er sich bei mir erworben hatte, und konnte den Chinesen gegen gutes Geld Gemüse verkaufen.

*Unten:* Mit der Handmühle wurde nicht nur die geröstete Gerste für Tsampa gemahlen. Hier diente sie dazu, das Kraftfutter für die Pferde zuzubereiten: Erbsenmehl, das den hochgeschätzten Vierbeinern zusammen mit frischem Erbsenkraut gereicht wurde.

Am beweglichen oberen Mahlstein war ein Griff befestigt, das Getreide rieselte in die Öffnung und wurde gegen den unteren fixen Mahlstein gerieben.





*Oben:* hohe Adelige beim Picknick. Von links nach rechts: Kybub, der letzte von vier noch lebenden Rugby-Schülern, Yangtschenla, Tsarongs Frau, Ragaschar sey und Tsarong Rim-schi.

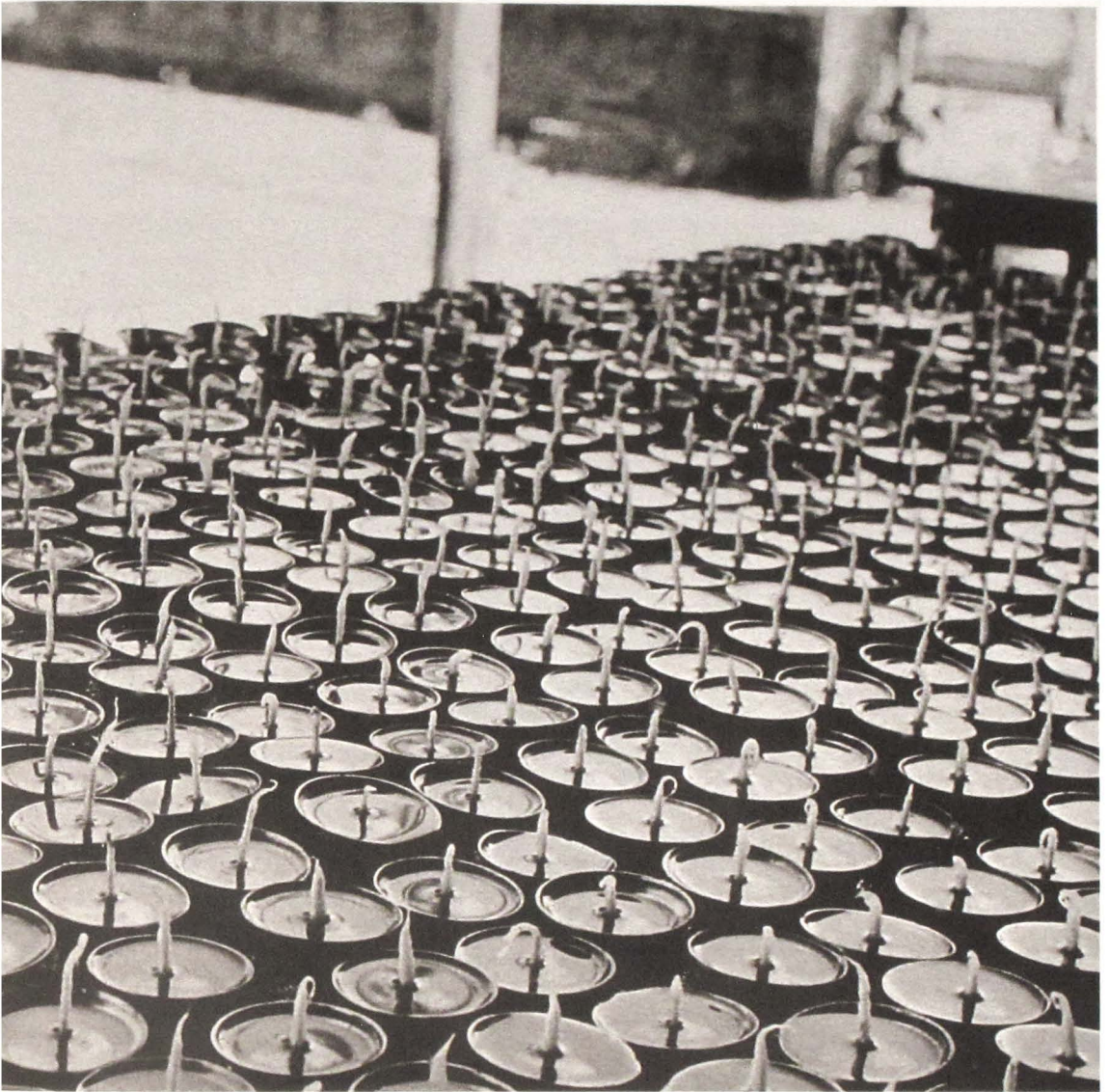
*Unten:* Neujahrsessen hoher Beamter. Im Hintergrund der Potala.





*Oben:* der jüngste Sohn des Ministers Surkhang vor kostbaren dreiteiligen Teeschalen. Ständer und Deckel waren aus mit goldenen Ornamenten verziertem Silber – von einer Koralle gekrönt –, die Schalen selbst bestanden aus wertvollstem chinesischem Porzellan oder (wie rechts im Bild zu sehen) aus Jade.

*Unten:* keine Zeremonie ohne Speisen und Getränke. Junge Adelige sorgten dafür, daß die Schalen stets mit Buttertee gefüllt waren. Diese Szene ist während der Zeit des »Großen Gebets« in Schö am Fuße des Potala aufgenommen.



Ganz Tibet – ein Meer von Butterlampen.  
Wahrscheinlich wurde etwa die gleiche Menge Butter für Opferzwecke verwendet wie zur  
Zubereitung des Buttertees.





OM MANI  
PADME HUM



# DER GLAUBE

Tibet ist ein zutiefst religiöses Land. Der Glaube war fest verwurzelt, auch wenn nur wenige Tibeter die Grundlagen dieses komplizierten Denkens studierten. Es war ähnlich wie bei uns im Mittelalter: Eine Minderheit verfügte über das theoretische Wissen der christlichen Lehre, das Volk glaubte.

Zwischen dem theoretischen »reinen« Buddhismus und dem, was die Menschen glaubten, ließ sich keine direkte Trennlinie ausmachen, und dies hat mit der großen religiösen Toleranz der Tibeter zu tun; es läßt sich aber auch mit der ursprünglichen, schamanistischen Bön-Religion Tibets erklären, die eine Verbindung mit dem Buddhismus einging und ihn mit prägte.

So nimmt es nicht wunder, daß kein Haus ohne Schutz vor bösen Dämonen auskam, daß stets Opfertagen bereitstanden, daß Amulette ganz selbstverständlich zur Kleidung gehörten, um böse Geister, die Unheil bringen konnten, zu bannen.

Vieles, was in Tibet von allerhöchster Bedeutung war, mutet uns als Aberglaube an: so zum Beispiel das Regen- und das Staatsorakel, die Rolle von Horoskopern, Riten und Symbolen. Ich habe mich darüber oft mit hohen Lamas und auch mit dem Dalai Lama selbst unterhalten. In seiner Autobiographie spricht er von seiner Skepsis gegenüber der Astrologie, ohne

aber den geringsten Zweifel daran zu äußern, daß sie für sein Volk von Wichtigkeit ist.

Kein Tibeter hätte sich – mit Ausnahme der Mönche und Nonnen – die Haare schneiden lassen. Fingernägel oder Haare als Teil des menschlichen Körpers wurden vergraben oder verbrannt, um sie



## GLÜCK

In der buddhistischen Glaubenslehre gilt das Streben nach Glück und Abwendung von Leid als gut und natürlich. Jedes Lebewesen hat ein angeborenes Recht darauf, in Glück und Harmonie zu leben, und in diesem Axiom ist wohl einer der Gründe für die zunehmende Faszination zu suchen, die diese Religion und Weltanschauung auf die Menschen in den westlichen Zivilisationen heute ausübt.

nicht bösen Mächten auszusetzen, denn sie hätten Zauber und Verwünschungen darauf ausüben können. So schlugen die Leute auch nicht selten die Hände vors Gesicht, um sich zu schützen, wenn eine Kamera auf sie gerichtet war. Mit dem Abbild hätte eine bösesinnige Person einen üblen Zauber ausüben können, der auf die fotografierte Person zurückgefallen wäre. In Lhasa war bekannt, daß ein Beamter einen Zettel mit einem Fluch auf seinen politischen Gegner in seine Schuhsohle legte, um ihn zu zertrampeln.

Schutz vor bösen Geistern, Unfall und Krankheiten gewährten die Amulette, die man stets bei sich trug, vor allem auf Reisen. Es waren kleine Kästchen aus Holz, Kupfer oder Edelmetallen, die den persönlichen Schutzgott, Reliquien und andere kleine heilige Gegenstände enthielten.

Keine Gelegenheit wurde ausgelassen, um Götter, Geister und Halbgötter günstig zu stimmen, und dabei half die Auffassung, alle Lebewesen hätten dieselben Bedürfnisse und Eigenschaften.

In einigen Fällen wurden besondere Tricks angewendet. Es war zum Beispiel üblich, daß Tibeter im Laufe ihres Lebens den Namen wechselten. Wenn etwa ein Kind nach einer schweren Krankheit wieder genesen war, wurde ein Lama gebeten, ihm einen neuen Namen zu geben, um böse Dämonen und ihre Einflüsse irrezuführen.

Zu den Grundlagen der buddhistischen Kosmologie gehören »Reinkarnation« und »Karma«. Diese beiden Begriffe und die Weltsicht, die sich darin ausdrückt, spiegeln die religiöse Übereinstimmung wider, auf der die tibetische Kultur beruht: Kein Lebewesen ist sterblich (Reinkarnation), und des Menschen gegenwärtige und künftige Existenz unterliegt den Gesetzen von Ursache und Wirkung (Karma).

Während also ungewiß ist, in welcher körperlichen Hülle und unter welchen Umständen das nächste Leben, die nächste Wiedergeburt, zu erwarten ist, ist der Mensch – als wünschenswerteste Existenzform – in hohem Maße für seine Vergangenheit, Gegen-



## OH, DU KLEINOD

### IN DER LOTOSBLUME

»Om mani padme hum« – so lautet die Gebetsformel, der die höchste Wirkung zugesprochen wird – oh, du Kleinod in der Lotosblume. Gebetsflaggen, die Mani-Steine in der Landschaft, alle tragen die Inschrift des Mani-Mantra. Om mani padme hum, das murmeln auch die Menschen während ihrer demütigen Umrundungen heiliger Stätten. Diese Formel hunderttausendmal an den 108 Perlen des Rosenkranzes abzubeten gilt selbst unter einfachen Tibetern und Mönchen als die Regel.





wart und Zukunft selbst verantwortlich. Hier liegen die Wurzeln für den Schutz der Natur, um den sich das tibetische Volk verdient gemacht hat wie kaum ein anderes, aber hier findet auch die uns so merkwürdig anmutende Selbstgenügsamkeit in weltlichen Dingen ihre Erklärung.

Den Boden ausbeuten, Schätze schürfen und dabei einen Erdgeist erzürnen? Das Tier dort töten – vielleicht ist es die Inkarnation eines Vorfahren? Der kranke Bettler dort – was hat er sich in seinem früheren Leben zuschulden kommen lassen, daß er es heute nicht besser hat?

Nach buddhistischem Verständnis kommt der Mensch mit einem Guthaben auf die Welt, das der Summe seiner in der vorhergehenden Existenz erworbenen Verdienste oder Sünden entspricht.

Das höchste Lebensziel besteht darin, sich im gegenwärtigen Zyklus der irdischen Existenz so viele Meriten zu erwerben, daß die nächste nach Möglichkeit noch schöner und wohlgefälliger sein wird.

Unendlich viele Chancen gibt es, das persönliche Kapital zu mehren – durch Gebete, Opfer, Demutsbekundungen. Und diese Chancen sollten nach Kräften wahrgenommen werden, denn worauf es entscheidend ankommt, ist ihre Anzahl. Daher der Rosenkranz, die Gebetsmühle, die Ansammlung zahlloser heiliger Steine: alles Mittel, die Menge der Verdienste zu erhöhen.



Der Umzug des Dalai Lama von seiner Sommerresidenz, dem Norbulingka, zurück nach Lhasa, in den Potala, fand jedes Jahr im Herbst statt und wurde von einer großen Prozession begleitet, an der alle Regierungsbeamten teilnahmen. Rechts im Bild: der einzige künstlich angelegte Strom Tibets, der sich über zwei Kilometer erstreckte.



Eines der wichtigsten Symbole war die Kata, eine weiße Glücksschleife, die beim Abschied und Wiedersehen überreicht wurde. Bei der Verabschiedung wurde eine Teeschale bis zum Rande vollgegossen und der Deckel daraufgelegt. So blieb sie stehen – als gutes Omen für ein glückliches Wiedersehen.

Nicht weit von Lhasa entfernt gab es in allen vier Himmelsrichtungen Empfangs- und Wiedersehensplätze. Hierher kamen die Freunde, tranken mit dem Ankommen Tee und überreichten

ihre Katas. Man legte sie über die beiden vorgestreckten Hände und übergab sie mit einer tiefen Verneigung.

Glücksschleifen gab es in vielen Qualitäten, abhängig vom Rang des Gebenden oder dem des Empfängers. Die kostbarste hieß Nang-dzö, »Drei-Juwelen«-Kata. Sie war drei Meter lang, und die acht Glückssymbole waren eingewebt. In tibetischer Druckschrift stand als Glückwunsch darauf: »U-chen«.

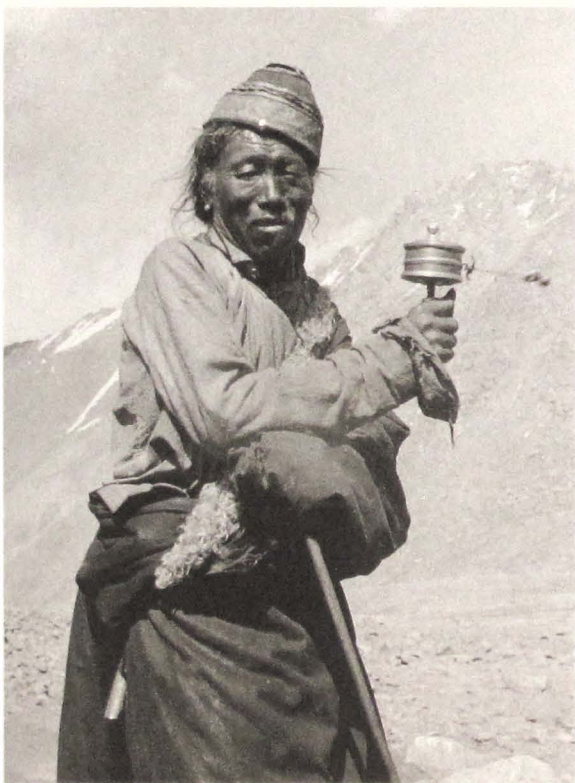




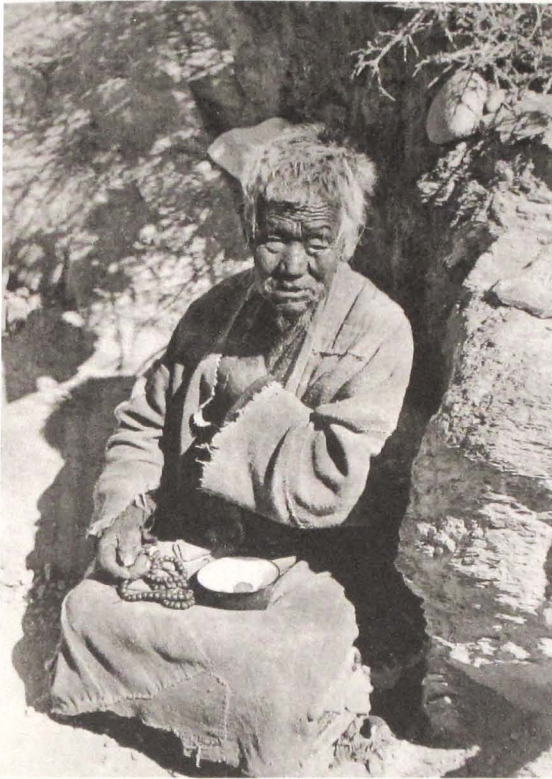
*Oben:* der »Mittelpunkt Tibets«, der Dschokhang im Inneren des Tsuglagkhang. Hier die Säulen der großen Versammlungshalle, Zeugnis höchster Kunstfertigkeit und Schauplatz religiöser Zusammenkünfte.

Der Tsuglagkhang war – wie der Potala – eine große Anlage von Schatzkammern, Speichern und Tempeln verschiedener Größe. An der Wand sind – wie bei allen großen Tempelengängen – die Schutzgötter der vier Himmelsrichtungen gemalt.

*Links:* Sowohl im »gelehrten« Buddhismus als auch im Volksglauben der einfachen Mönche und religiösen Laien Tibets spielte die große Zahl eine entscheidende Rolle. Während die reine Lehre ganz auf Verinnerlichung und Entweltlichung setzte, um der Erleuchtung, der Buddhaschaft, nahe zu kommen, galt es für alle Tibeter als erstrebenswert, sich möglichst viele Verdienste zu erwerben. In der Gebetsmühle befand sich ein langer, beschrifteter Papierstreifen mit der heiligen Formel »Om mani padme hum«. Bei jeder Umdrehung der Gebetsmühle tat man etwas Gutes für seine Wiedergeburt, entsprechend der Anzahl der Mani-Schreibungen auf der Rolle. (Foto: Herbert Tichy)

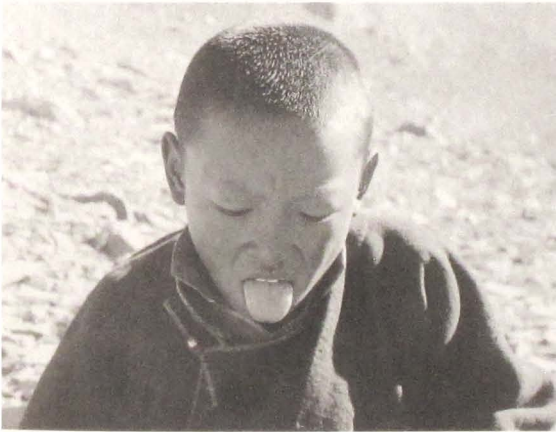






*Oben links:* Dieser Bettler hält einen »Rosenkranz«, die tibetische Gebetschnur, in seiner rechten Hand. Sie besteht aus einhundertacht Perlen sowie Verzierungen und sogenannten Zahlhütern. Einmal bewegt, entspricht dies der Anzahl von einhundert Gebeten – die restlichen acht machen eventuelle Zählfehler gut. Für den religiös Gebildeten spielt die Zahl 108 eine hochkomplizierte mystische Rolle.

*Oben rechts:* Der Mönch zeigt stolz das Zählsystem, das beweist, daß er die Perlen viele hunderttausendmal durch seine Finger laufen gelassen und jedesmal die Gebetsformel »Om mani padme hum« dazu gemurmelt hatte.



*Unten:* Eine der Sitten, an die man sich schwer gewöhnen konnte – auch nach sieben Jahren fiel es mir noch schwer –, war das Herausstrecken der Zunge zur Begrüßung. Es handelte sich um eine Höflichkeitsbekundung oder auch eine devote Geste der Interwürdigkeit, und sie wurde oft nur angedeutet. Hohe Beamte öffneten meistens nur leicht den Mund und legten die Zungenspitze lediglich innen an die Zähne. Dabei sog sie die Luft ein und verbeugten sich.

Diese Sitte wurde mir von einem älteren Lama so erklärt: Schwarze Magier wiederholten ein bestimmtes Mantra millionenmal, wovon ihre Mundwinkel angeblich immer dunkler wurden. Deshalb mußten – der Legende nach – Bittsteller und Besucher stets ihre Zunge zeigen, um zu beweisen, daß sie keine bösen Magier waren, die vielleicht einen Zauber hätten auslösen können.

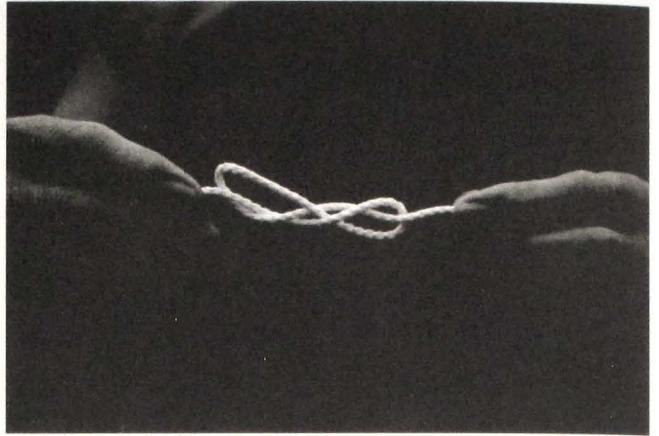
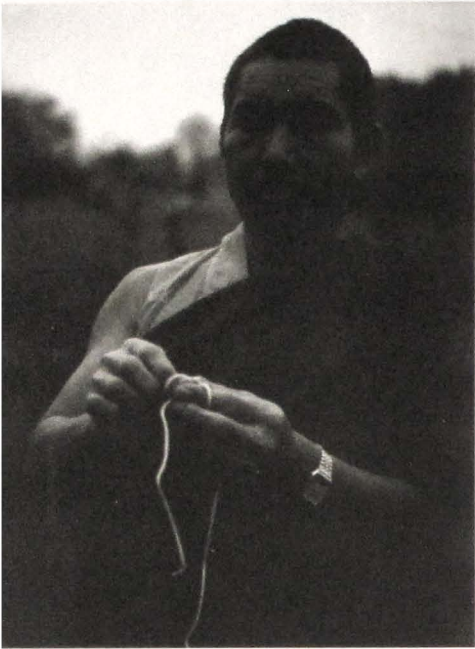


Die Errichtung eines Opferturms, in dessen Flammen die Gaben schwadenreich verbrannten: Der Spender, Minister Surkhang, war überzeugt, auf diese Weise seine religiösen Verdienste zu vergrößern.

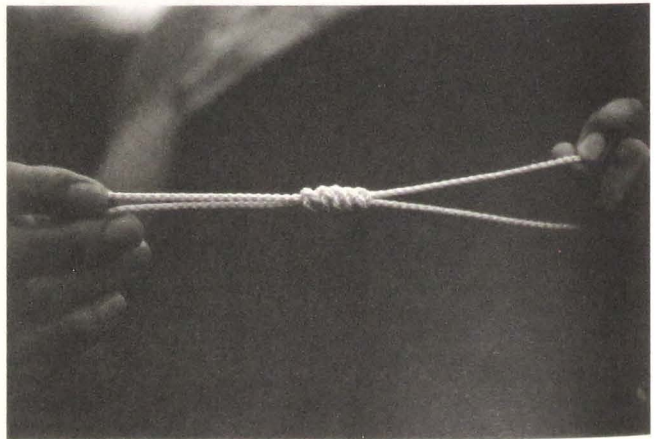
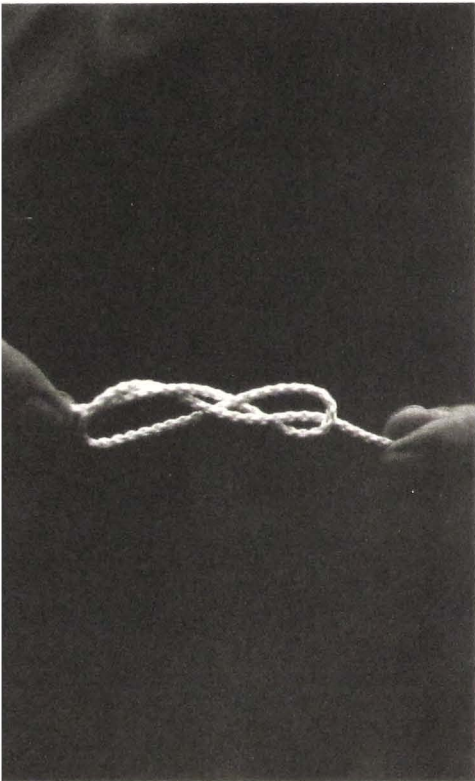


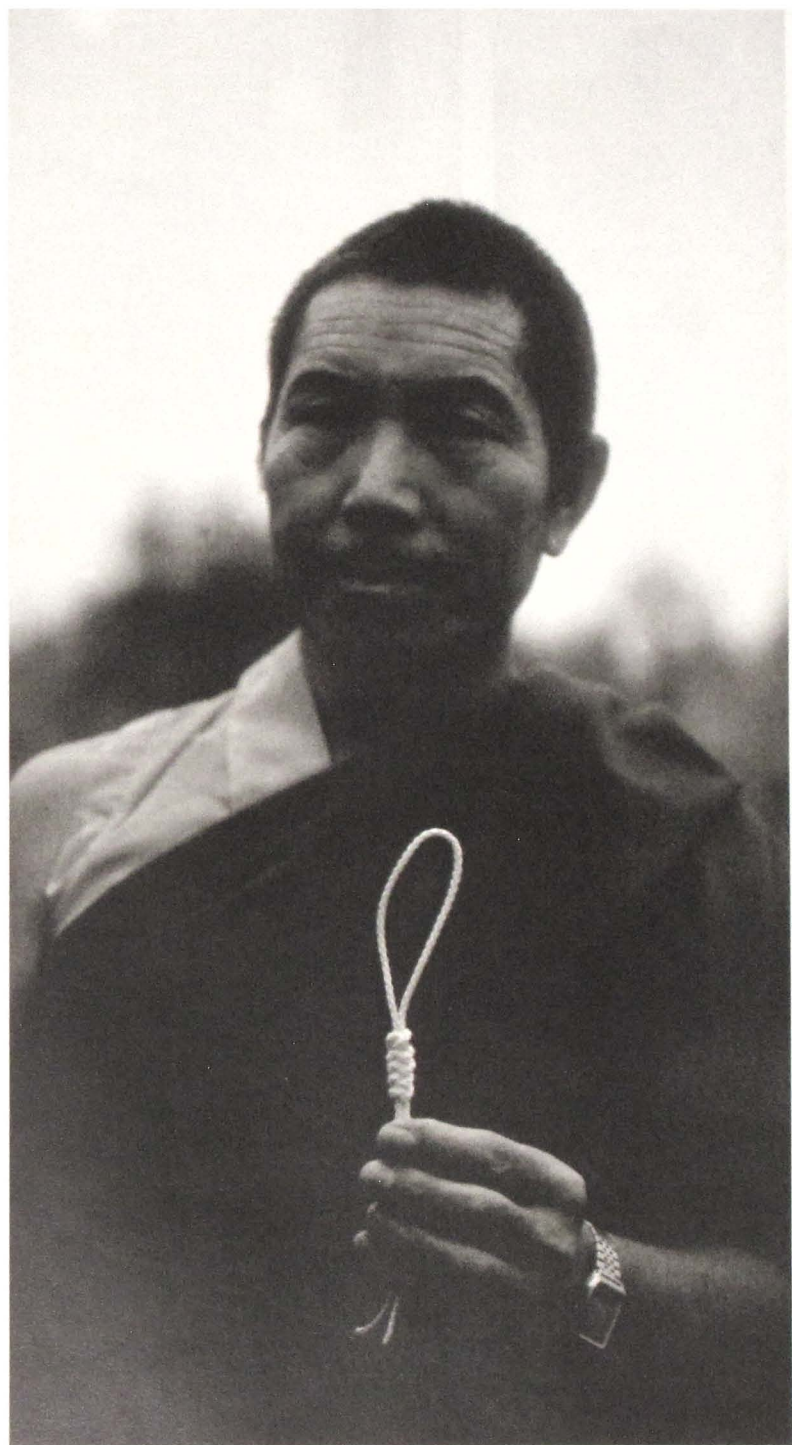






Es war eine Segnung von erheblicher Bedeutung, wenn man von einem hohen Rinpotsche ein kleines Bändchen bekam, in dem sich einige Knoten befanden. Ursprünglich waren die Farben Rot und Gelb den Mönchen vorbehalten, während Laien sich glücklich schätzen durften, weiße, grüne oder blaue Schnüre zu erhalten. Das ist heute anders, jetzt dominieren Gelb und Rot. Bei großem Bedarf wurden und werden die Knoten von Assistenten des Rinpotsche gemacht, was ihrer Weihe jedoch keinen Abbruch tut, da er sie in jedem Fall anhaucht und damit seinen Segen ausdrückt.







*Oben:* Von einer Inkarnation mit der Hand am Kopf berührt zu werden gehört zu den hochgeschätzten Segnungen, die einem gläubigen Tibeter zuteil werden können. In der Regel verwenden Lamas statt der Hand eine Quaste, besonders natürlich bei großen Menschenmassen.

Dieses wunderschöne Exemplar mit goldener Spitze und Korallen verziert gehörte dem berühmten Karmapa Rinpotsche, der zuletzt im Kloster Rumtek in Sikkim lebte, wo sich auch sein Grabmal befindet, ein goldener Stupa.

*Unten:* Diese Frau legte die Hände vors Gesicht, als ich sie fotografieren wollte, um zu verhindern, daß man über das Abbild ihrer Person einen bösen Zauber auf sie ausüben könnte. Aus diesem Grund war es in Tibet auch üblich, Fingernägel und Haare zu vergraben oder zu verbrennen.





Vor dem Tempel-  
eingang eine  
besonders große  
Geisterfalle (in  
der Wissenschaft  
bei anderen Völ-  
kern als Faden-  
kreuz bekannt).



*Oben links:* ein Amulettkästchen, wie sie in unzähligen Formen und Größen getragen werden. Durch ein kleines Fenster schaut der persönliche Schutzgott des Besitzers heraus.

*Oben rechts:* Diese kleine Statue ist hohl gegossen. In ihrem Innern befinden sich Votivgaben, Kräuter und Pillen, die mit dem Urin eines angesehenen Lamas hergestellt sind. Wenn man solche Bronzen, die bis zu eintausend Jahre alt sein können, angeboten bekommt, sind sie so gut wie immer leer, denn ein Tibeter würde sich freiwillig nie von dem geweihten Inhalt tren-

nen. Diese Buddhafigur ist eine wirkliche Rarität: Alle in ihr befindlichen Gebetsröllchen, Medizinen und Devotionalien sind noch vorhanden.

*Unten:* Hier wurden Tormas hergestellt, Opfergaben in spitzer Form aus Wasser, Butter und Gerstenmehl. Damit die Gaben nicht durch den Atem verunreinigt wurden und man kein Insekt verschluckte und so versehentlich ein Lebewesen tötete, band man sich Tücher vor den Mund. Die Tormas wurden auch mit buntgefärbten Blumen und Symbolen aus Butter verziert.






*Oben:* Dieser Mann war stolzer Besitzer mehrerer Bronzemodels für Tsa-tsas. Gegen ein geringes Entgelt konnte man sie bei ihm kaufen. Sie wurden als Devotionalien vor den Hausaltar gelegt oder an eine Pilgerstätte verbracht.

*Unten:* Seit vielen Jahrhunderten prostrieren Gläubige vor dem Dschokhang. Davon waren die Steinplatten schon ganz glatt poliert.



# DIE MÖNCHE



Zweihunderttausend Mönche gab es, die zölibatär in den Klöstern lebten, wie es die bedeutendste buddhistische Schule des Landes, die »Gelugpa« (»Gelbmützen«), vorschrieb.

Um den Fortbestand der Nation nicht zu gefährden, war der Zugang zu den Klöstern begrenzt. Aus jeder Familie durfte ein Kind der Welt entsagen, während die anderen normalen Berufen nachgingen.

Für das Kind und seine Familie war es eine Ehre, im Kloster aufgenommen zu werden. Es bekam einen Lehrer, der ihm lesen und schreiben beibrachte. Berühmte, besonders angesehene Lamas hatten mehrere Schüler unter ihren Fittichen und bekamen öfter Besuch von Vätern, die mit einer Spende an den Gelehrten baten, auch ihren Jungen »unter seinen Schirm« zu nehmen.

In den außergewöhnlichen Fällen, in denen ein Kind als Inkarnation erkannt wurde, war es, trotz der Ehre, die damit verbunden war, oft ein schmerzlicher Abschied von der Familie, denn eine Ablehnung war nicht denkbar. Bei den höchsten Wiedergeburten war es üblich, mehrere Buben zu beobachten, bis man den lebendigsten und klügsten unter ihnen als zukünftigen Würdenträger erkannte. Mit dieser weisen und demokratischen Methode schaltete man schon vor der Erziehung ungeeignete Kinder aus. Daß der Knabe von zwei oder drei Jahren auch Gegenstände aus seinem vorherigen Leben erkennen mußte, war dabei nur ein weiteres Kriterium.

Das Mönchswesen war ein »offenes« System, in dem theoretisch jeder aufsteigen und in gewissem Rahmen Karriere machen konnte. Selbst höchste Inkarnationen wie Dalai Lama oder Panchen Lama kamen meist aus dem einfachen Volk.

Die Klöster – es waren die größten der Welt – beheimateten Tausende von Mönchen und funktionierten wie eigenständige Städte, finanziert durch Landbesitz und Spenden reicher Kaufleute und Adeliger. Es waren äußerst disziplinierte Unternehmen mit verschiedenen Fakultäten und vielfältigen Aufgaben. Die drei »Säulen des Staates« Drehung, Sera, Ganden, die größten Klosterstädte, die alle in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt lagen, waren zugleich

Zentren des Wissens und der Bildung. Man kann allerdings annehmen, daß nur etwa jeder zehnte Mönch des Lesens und Schreibens kundig war und als Gelehrter oder Lehrer den größten Teil des Tages auf die Vermehrung seines Wissens verwenden konnte.

Alle anderen, die bei weitem überwiegende Zahl, mußten, wenn sie nicht in der großen Versammlungshalle ins gemeinsame Gebet oder die Meditation versunken waren, für das Gemeinwesen sorgen: kochen, Wasser holen, Tee zubereiten, saubermachen.

Um die Neujahrszeit wurde ganz Lhasa von den Mönchen beherrscht. In diesen Wochen zog sich die weltliche Regierung ganz aus der Verantwortung zurück und übergab die Macht an die Äbte eines der großen Klöster. Es war ein strenges Regiment, das dann geführt wurde – keine Frau durfte ohne die traditionelle Kopfbedeckung die Straße betreten –, und es war die große Stunde der Mönchspolizei, baumlanger, martialisch aussehender Kerle, die streng für Ordnung und Sauberkeit sorgten.

Kein Schmutzhäufchen verunzierte die Stadt, und Frauen fegten die Straße vor dem Haus gründlich sauber – aus Angst, von der Mönchspolizei erwischt zu werden.

Oft fragt man mich, ob ich in den Jahren in Tibet nicht Buddhist geworden bin.

Natürlich hat man sich damit beschäftigt. Auf Schritt und Tritt war man mit der Frömmigkeit der Menschen konfrontiert. Schon vor Morgengrauen hörte man die sonoren Töne der langen Trompeten von den Tempeln, die die Litaneien der Mönche einleiteten. Wem man auch begegnete, er murmelte Gebete vor sich hin, ließ den Rosenkranz durch die Finger einer Hand laufen und drehte mit der anderen Hand die Gebetsmühle.

Wenn ich zu meinen Vorgesetzten im Außenamt ging, mußte ich im Barkor an den Prostrierenden (sich Hinwerfenden, mit ihrer Körperlänge den Weg zum großen Tempel Ausmessenden) vorbeigehen. Am breiten Eingang des Tsuglagkhang stauten sich die Pilger. Die Steinplatten waren an dieser Stelle glatt und glänzend von den frommen Tibetern, die sich dort mindestens hundertmal ausstreckten. Jeder, ob arm oder reich, adelig oder Nomade, übte diese anstrengende Art der Religiosität. Die ältere Schwester des Dalai Lama, Tsering Drölma, brauchte zum Beispiel fünf Tage, um die acht Kilometer der Ringstraße (Lingkor) zurückzulegen.

Auch wenn ich kein Buddhist geworden bin, stets war ich voller Bewunderung für die Hingabe an ihren Glauben. Und wenn ich mit gekreuzten Beinen im Buddhasitz mitten unter ihnen war, hing ich



## HEILIGE SCHRIFTEN



In den größeren Häusern Lhasas war es üblich, einmal im Jahr bis zu fünfzig Mönche aus den Klöstern zu rufen, damit sie aus den heiligen Schriften lasen, um Glück und Wohlstand der Familie zu sichern und Krankheiten abzuwenden.

Die heilige Schrift des tibetischen Buddhismus besteht aus den 108 Bänden des Kangyur. Der dazugehörige Kommentar umfaßt weitere 220 Bände. Jeder Band hat rund 300 beidseitig beschriebene Blätter. Die losen Blätter wurden durch zwei Bretter zusammengehalten, von denen das obere zumeist kunstvoll geschnitzt war. Ein einziger Band konnte zehn und mehr Kilogramm wiegen, und zum Transport der Schriften war eine kleine Karawane erforderlich.

Beim Lesen in den Privathäusern rezitierten alle gleichzeitig aus verschiedenen Bänden, und das dauerte mindestens zehn Tage, während derer die Mönche von der Familie verköstigt und mit Geld und der Kata beschenkt wurden. Aus einem Haus, in dem gerade gelesen wurde, drang nur ein Durcheinander von monotonem Murmeln aus vielen Kehlen nach draußen.



meinen eigenen Gedanken nach und genoß die Ruhe. Es war auch für mich eine Zeit der Meditation, die ich noch heute in der gehetzten Atmosphäre meiner europäischen Heimat nicht missen möchte.

Kürzlich wurde ich nach Tabus in der tibetischen Gesellschaft gefragt. Dazu muß ich zunächst einmal sagen, daß die Tibeter ein solches Wort gar nicht kannten. Und auch die Ethnologen hörten es zum erstenmal, nachdem James Cook (1728–1779) von seinen Expeditionen nach Polynesien nach Europa zurückkehrte. Doch genau wie bei den Polynesiern gab es bei Zeremonien in Tibet auch Dinge, die man einfach nicht tat, um die Kulthandlung nicht zu stören. Ich will mich hier darauf beschränken, einiges aufzuzählen, was von Behörden oder hohen Mönchen verboten war. Für uns unerklärliche Einschränkungen und Verbote gab es im geheimnisvollen Land des Schnees genug.

An Tempeleingängen, großen Klöstern und an den Toren der Dzongs (Festungen) konnte man Verhaltensvorschriften im Detail lesen. Sie waren meist in einer der schönen tibetischen Schriften (es gibt sieben verschiedene) von einem Künstler geschrieben, meist von einem Lha-ripa, der auch Thangkas und Fresken malte. Wenn Nomaden oder Bauern kamen, die des Lesens und Schreibens nicht kundig waren, fand sich immer ein Novize oder Mönch, der im schnellen Leierton hilfreich die Vorschriften an der Wand vorlas.

Es begann schon damit, daß jeder, der das Innere eines Tempels betrat, seine Schuhe ausziehen mußte. Wenn das hundert oder mehr Mönche taten, hätte man erwarten können, daß es beim Verlassen



des Heiligtums ein heilloses Durcheinander gab. Das aber war nie der Fall.

Wenn ein Pilger vorhatte, am nächsten Tag einen Schrein oder eine Zeremonie in der Versammlungshalle zu besuchen, war ihm vorheriger Knoblauchgenuß verboten. Anders ausgedrückt: Falls er Knoblauch gegessen hatte, betrat er mit Sicherheit am nächsten Tag keinen Tempel.

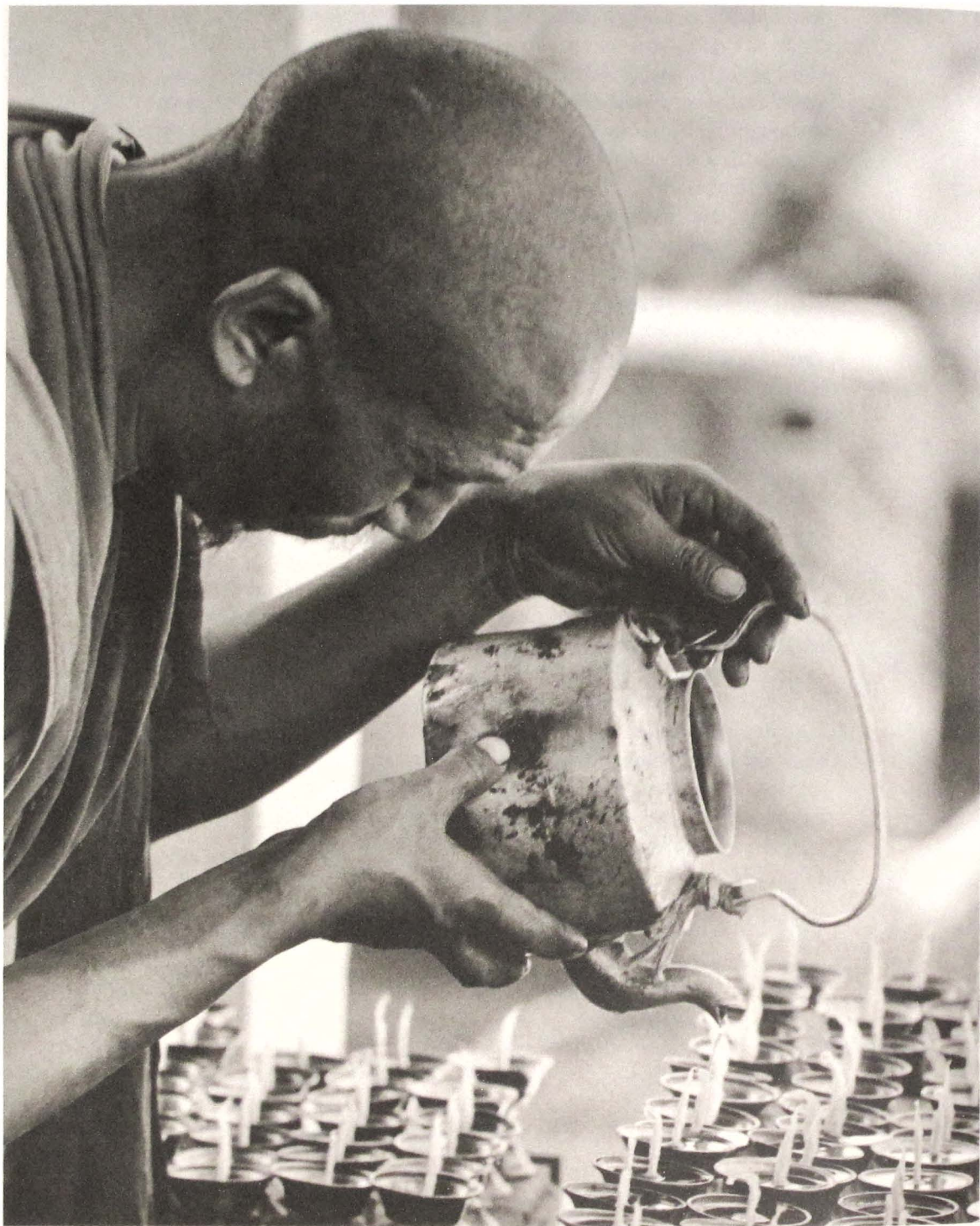
Schriften auf den Sitz von Stühlen zu legen war absolut untersagt, das gleiche galt für Liegestätten – also alles, was zum Sitzen benutzt wurde oder was Menschen mit Füßen berührten. Das bezog sich auf alle Bücher, denn jegliches Wissen war – wie bei uns im Mittelalter – ausschließlich in heiligen Schriften festgehalten.

Füße galten nicht als rein, und um so unreiner waren die Schuhe. Es war absolut verpönt, seine Füße oder Schuhe in Richtung aufs Herdloch oder offenes Feuer auszustrecken. Der Fremde sollte also bedenken, wenn er sich im Nomadenzelt vors Feuer setzt und wahrscheinlich nicht den Schneidersitz beherrscht, daß er seine Füße (Schuhe) schräg nach hinten streckt. Die Nomaden haben einen Zeltgott, und in den Häusern beschützt der Herdgott (Tablha) die Familie.

Wenn die Suppe überkocht, wird der Herd verunreinigt, und der Tablha ist erzürnt, da können nur ein Gebet und ein Opfer den Schaden wiedergutmachen.

Ein Verbot, das wohl noch aus den kriegerischen Zeiten des tibetischen Reiches stammt, war, daß Frauen nicht die Waffen der Männer berühren durften. Auch die Amulettkästchen, die man über die Schulter hängen hatte, sollten nicht von Frauen berührt werden. Es gab Amulette, wie mir mein Freund Wangchu versicherte, die es einer feindlichen Kugel unmöglich machten, in den Körper einzudringen.





*Linke Seite:* Die Butterlampen in den Tempeln mußten immer randvoll sein, die großen von einem Meter Höhe sogar stets überlaufen. Der Steinfußboden war daher ständig rutschig.

*Rechts:* Der oberste aller Äbte, auch aller Mönche in der Regierung, war uns wohlgesinnt. Gern trug er seinen Pappmascheehut etwas schief.



Innerhalb der großen Klosterstätte, hier Drebung, gab es schattenspendende Haine, in denen täglich Logik-Debatten geführt wurden. Alle Mönche, die Gelehrte werden wollten, mußten eine Prüfung in Beredsamkeit und Logik bestehen. Auch der XIV. Dalai Lama! Alle Beamten (adelige Laien und Mönche) ritten in der Prozession zum Norbulingka respektive Potala mit.





*Links:* eine Prozession. Hochrangige Mönche des Gelugpa-Ordens wurden mit Weihrauchkesseln erwartet. Links im Bild ist ein Muschelhornbläser zu sehen.

*Unten:* ein meditierender Mönch. Er rezitierte, schlug die Trommel und betätigte abwechselnd Glocke und Donnerkeil. Auch der Teetopf aus Ton fehlte nicht.



*Rechts:* ein Aufgang zum Potala. Blick auf die schweren Vorhänge aus Yakhaar. Im Hintergrund das Westtor und der Fuß des Tschagpori.



*Unten:* Drönyer Tschemo, der oberste Kämmerer des Dalai Lama, bewachte die Tür. Der Mönch versicherte sich durch einen Blick in die Halle, daß die Versammelten auch Ruhe bewahrten. Der Schemel links im Bild stand bereit, um dem Lama, der erwartet wurde, das Absteigen vom Pferd zu erleichtern.







*Links:* eine fröhliche Nonne beim Kalken der Klostermauern.

*Unten:* Auch Mönche mußten ihre Schuhe ausziehen, wenn sie in den Tempel gingen.

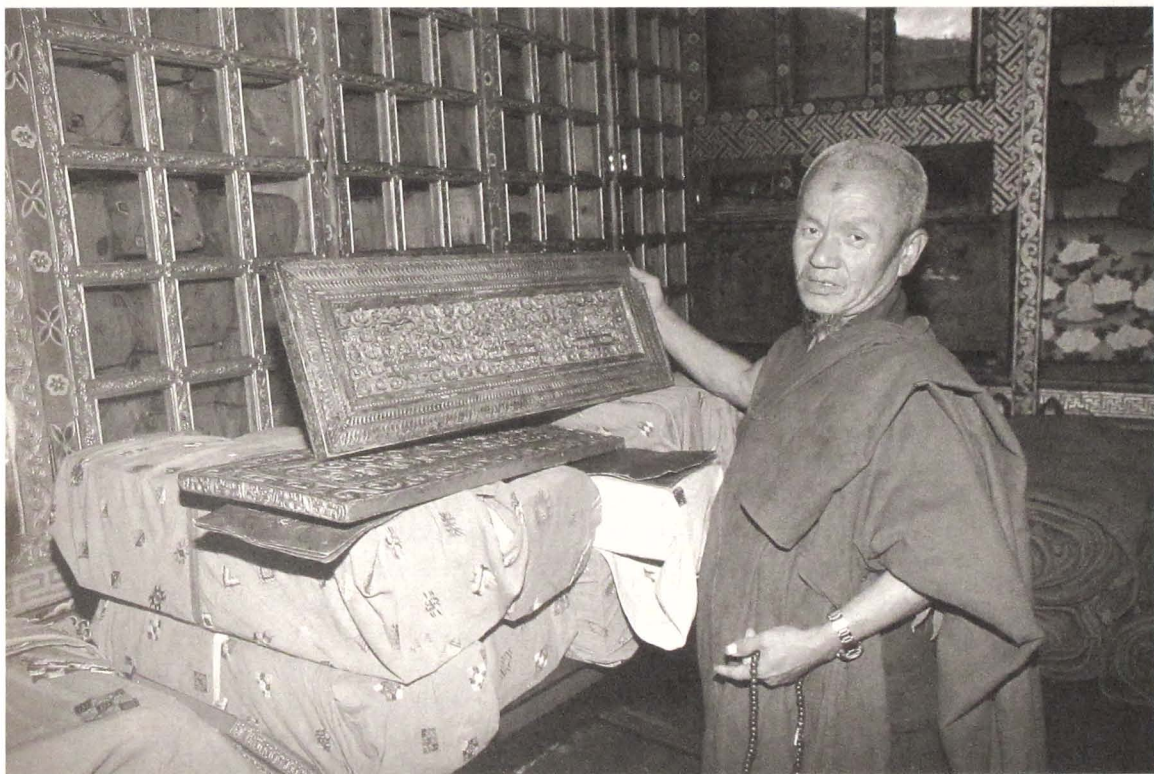
*Rechte Seite oben:* Ganden Tri Rinpotsche, das Oberhaupt der Gelugpa-Schule (»gelbe Kirche«). Er war im Rang höher als die vier Kabinettsminister. Ganden Tri Rinpotsche gilt auch als Nachfolger von Tsong Khapa, dem Reformator und Gründer der gelben Kirche. Sein Grabmal befand sich im Kloster Ganden.

Ganden Tri Rinpotsche trug die spitze gelbe Mütze, die manchmal auch der Dalai Lama aufsetzt.

*Rechte Seite unten:* Bibliothekar eines Klosters. In den Regalen die dreihundert Bände der Heiligen Schrift. Ein schön geschnitzter Buchdeckel aus Holz, über den alle Bücher verfügten.







# KÖRPER UND SEELE



Als ich in Lhasa lebte, war die Medizin in Tibet auf einem Stand, der dem in Europa von vor hundert Jahren oder noch früher entsprach.

Bei ernstesten Krankheiten hatten wir allerdings immer die Möglichkeit, den Arzt der britischen Mission, der westlich vom Potala im Dekyilingka residierte, zu konsultieren. Auch westlich eingestellte tibetische Adelsfamilien waren Patienten des englischen Arztes.

Gelegentlich ließ ich mir Pillen aus geheimnisvollen Ingredienzien vom »Amtschi«, dem tibetischen Arzt, geben, um Erkältungen und kleine Beschwerden zu kurieren. Hilfreich, obwohl schmerzhaft, waren auch die gymnastischen Übungen, die mir zur Linderung meines Ischias empfohlen wurden.

Was auf dem Tschagpori, dem »Eisenberg« in der Medizinschule, dem Mentsikhang, gelehrt und anhand von Rollbildern, die ihre Wände schmückten, illustriert wurde, war ein seltsames Zusammenspiel aus buddhistischer Religion, Mystik, Psychologie und Überlieferungen, die auf die besonderen klimatischen Verhältnisse des Hochlandes zugeschnitten und mit Traditionen des Schamanismus verknüpft waren.

Meist gingen die Leute jedoch auf den Tschagpori, um den wunderbaren Blick auf Lhasa zu genießen und im kleinen schönen Tempelraum ihre Opfer zu bringen, weniger um Hilfe für ihre körperlichen Leiden zu erbitten. Es tat ihrer Seele gut, dort oben zu stehen, Weihrauch zu brennen und mit dem freien Blick auf den Potala vielleicht auch den Dalai Lama auf der Terrasse zu sehen.

Wenn dringend Hilfe benötigt wurde, gab es auch im Stadtzentrum ein Mentsikhang. Wenn der Amtschi eine Diagnose stellte, fühlte er dem Patienten an zwölf Körperstellen den Puls, untersuchte seine Zunge und analysierte anhand der Farbe und des Geruchs den Urin. Dadurch fand er heraus, in welcher Weise die Balance im Körper gestört war. Entsprechend empfahl er Wege, die Harmonie wiederherzustellen: gezielte Veränderung der Lebensweise und Einhaltung einer bestimmten Diät.

Wenn eine Veränderung der Lebensweise und Eßgewohnheiten



### DIE DREI SÄFTE

Drei »Verdunkelungen« des Geistes haben nach tibetischer Auffassung drei »Säfte« im menschlichen Körper entstehen lassen, die die Ursache der meisten Krankheiten sind: Schleim, Galle und Wind. Um Störungen zu beheben, werden pharmakologische Stoffe gewählt, die sie »beschwichtigen« oder abführen: Süßes, Saures, Salziges und Scharfes wirken wohltuend auf die Galle, Saures, Salziges und Zusammenziehendes beschwichtigen den Schleim, um nur zwei Beispiele zu nennen.



nicht fruchtete, griff man zu Medikamenten, die mit größter Sorgfalt aus pflanzlichen und tierischen, mitunter sogar menschlichen Substanzen von Lamas gemischt, auf jeden Fall aber religiös geweiht wurden. Eine gut wirkende Medizin sollte stets kostbar, schmackhaft und wohlriechend sein. Es sind sogar Arzneien bekannt, die mit Diamantstaub hergestellt wurden.

Äußerliche Eingriffe waren der letzte Schritt im therapeutischen Prozeß: Aderlaß, Schröpfen, Kauterisation, »Physiotherapie« – das alles kannte die tibetische Medizin. Operationen jedoch waren, mit Ausnahme winziger Eingriffe, nicht üblich. Es gab jedoch auch Krankheiten, die sich der »normalen« Behandlung gänzlich entzogen. Dabei handelte es sich um sogenannte karmische Störungen, deren Ursachen in Problemen aus der vorhergehenden Existenz des Patienten zu suchen waren und die ausschließlich auf spirituelle Heilmethoden ansprachen.

Die Grundlage der Heil- und Pflegekunde ist im Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu suchen. Einfach ausgedrückt: Wer sich verkühlt, bekommt eine Erkältung. Was man alles tun kann, um Krankheiten zu verhüten, zeigen einige der »verschiedenen Gefahren des Lebens«, die im zweiundzwanzigsten der achtzig Medizin-Thangkas festgehalten wurden:

1. Man vermeide Störungen, indem man ein geistiges Leben durch eine sanfte und positive Gesinnung führe, meditiere und wertvolle Pillen, die bekannt sind als Rinchen Rilbus, einnehme.
2. Man vermeide riskante Reisen, wie etwa auf unsicheren Schiffen.
3. Man vermeide das Reiten auf wilden Pferden und Elefanten.
4. Man meide Orte, wo Menschen kämpfen und getötet werden.
5. Man vermeide das Schwimmen in großen und reißenden Flüssen.
6. Man meide die Nähe großer Feuer.
7. Man meide das Gehen nahe gefährlicher Abgründe.
8. Man vermeide das Besteigen von Bäumen während der Regenzeit und im Winter.
9. Man reise nachts nur in Begleitung und mit guter Bewaffnung.





### TIBETISCHE MEDIZIN

Im Westen gibt es die Tendenz, daß immer mehr Menschen die Schulmedizin mit traditionellen asiatischen Heilmethoden ergänzen. Der Anstieg der Zivilisationskrankheiten, ein wachsendes Umweltbewußtsein sowie die gleichzeitig zunehmende Skepsis gegenüber anorganischer Chemie und Apparatedizin lassen viele Europäer bei naturnahen Heilmethoden Zuflucht suchen, an denen vor allem die »Ganzheitlichkeit« von Körper und Seele geschätzt wird und die nicht nur Symptome kuriert, sondern zugleich die Ursachen der Krankheit herauszufinden versucht. Mehr vielleicht noch als andere archaische Kulturen wußte die buddhistisch inspirierte Heilkunde des alten Tibet von der Eigenverantwortung des Menschen für seine Gesundheitsfürsorge und vom menschlichen Organismus als harmonischer Einheit von Körper und Seele. Der Dalai Lama meinte einmal, wir würden doch regelmäßig »Check-ups« machen, und trotzdem würde uns immer noch etwas fehlen. Da, sagte er, kämen die Tibeter mit ihrem Wissen zu Hilfe.



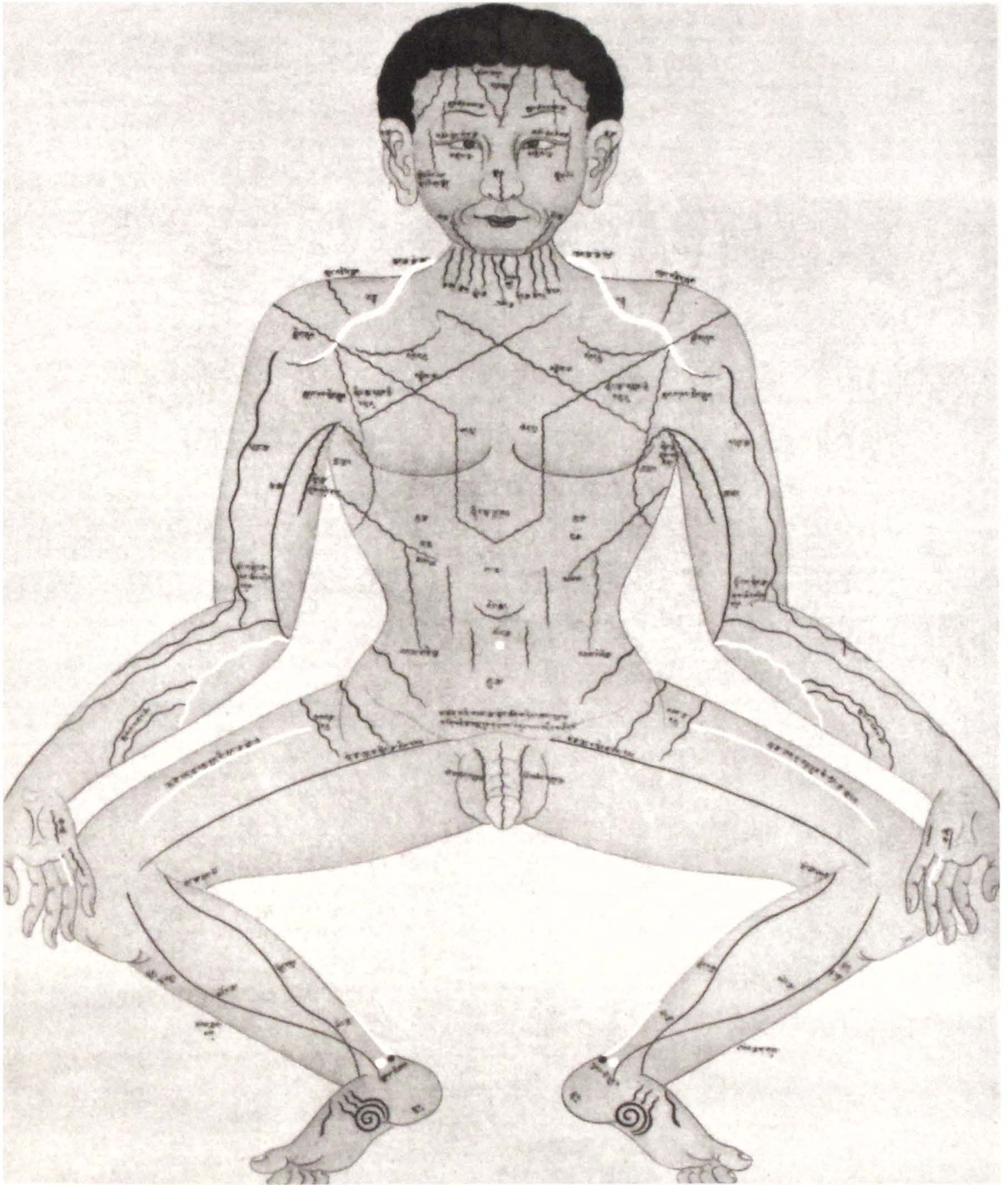
10. Bei Schlaflosigkeit soll man vor dem Essen zu schlafen versuchen.
11. Ältere Menschen sollen auch tagsüber schlafen.
12. Andere sollten den Schlaf am Tage meiden.
13. Wer überhaupt nicht schlafen kann, kann den Schlaf durch Fasten, Erbrechen und Geschlechtsverkehr herbeiführen.
14. Methoden zur Vorbeugung vor der Schlaflosigkeit: heiße Milch trinken, Quark essen, Fleischbrühe trinken, Kopfmassagen und die Ohren mit Öl füllen.
15. Man vermeide Geschlechtsverkehr mit anderen Arten.
16. Man vermeide Ehebruch, man vermeide geschlechtlichen Umgang mit erkrankten Frauen, schwangeren Frauen und während der Menstruation.
17. Während des Winters soll man soviel dem Geschlechtsverkehr frönen als man imstande ist.
18. Während des Frühlings und Herbstes soll man nach jeweils zwei Tagen den Geschlechtsverkehr ausüben.
19. Im Sommer ist Geschlechtsverkehr nur zweimal im Monat empfehlenswert.
20. Man öle und massiere den Körper fortwährend.
21. Man öle und massiere den Kopf fortwährend.
22. Kräftige Massage ist gut für die, die an »Bäken« leiden (einer der drei hauptsächlichen Faktoren, die den Organismus beeinflussen) und an Fettleibigkeit.
23. Man bade immer häufig: Es erhöht die Libido, körperliche Hitze, Langlebigkeit und den Glanz der Haut.



24. Man wasche den Kopf mit lauwarmem Wasser: Das ist gut für das Haar und die Augen.
25. Man verwende einmal in der Woche Augentropfen aus einem Konzentrat von *Berberis sargintiana*.
26. Man führe ein sehr moralisches und geistiges Leben und suche fortwährend religiöse Unterweisung.
27. Man suche geistige Unterweisung und Führung von denjenigen mit verfilztem Haar in weißen Gewändern.
28. Man meditiere häufig.
29. Es folgen schlechte Gewohnheiten und Praktiken, die unter allen Umständen vermieden werden sollten: Man vermeide Respektlosigkeit während Lehrveranstaltungen durch das Sitzen auf religiösen Texten.
30. Man vermeide das Zerstören religiöser Bilder.
31. Man vermeide es, einen Mord zu begehen.
32. Man vermeide es, zu stehlen.
33. Man vermeide geschlechtliche Fehlritte mit jemandes Ehefrau.
34. Man vermeide Geschlechtsverkehr vor einem Altar.
35. Man vermeide Geschlechtsverkehr am Tage.
36. Man vermeide Ehebruch.
37. Man soll nicht lügen.
38. Man vermeide leere oder dümmliche Gespräche.
39. Man vermeide schroffe Worte.
40. Man vermeide das Intrigieren und das Säen von Zwietracht unter den Leuten.
41. Man meide Gier und Habsucht.
42. Man vermeide es, andere zu schädigen (hier verbrennt ein Mensch verschiedene Dinge in der Absicht, seinem Nächsten zu schaden).
43. Man vermeide es, jemandes geistige Vorstellungen zu verraten.
44. Man habe Einfühlungsvermögen in die Leidenden.
45. Man habe Einfühlungsvermögen und Mitleid mit den Kranken.
46. Man helfe den Armen und Bedürftigen.
47. Man soll über alle Geschöpfe so denken und sie behandeln, wie man selbst wünscht, daß von einem gedacht wird und wie man selber behandelt werden möchte.
48. Man soll ehrlich und aufrichtig sein.
49. Man helfe seinen Feinden (da steht das Haus des Feindes eines Mannes in Flammen, und der Mann hilft ihm, anstatt sein Feind zu sein, das Feuer im Haus zu löschen).







*Linke Seite: der blaue Medizinbuddha, dargestellt auf einer Thangka.*

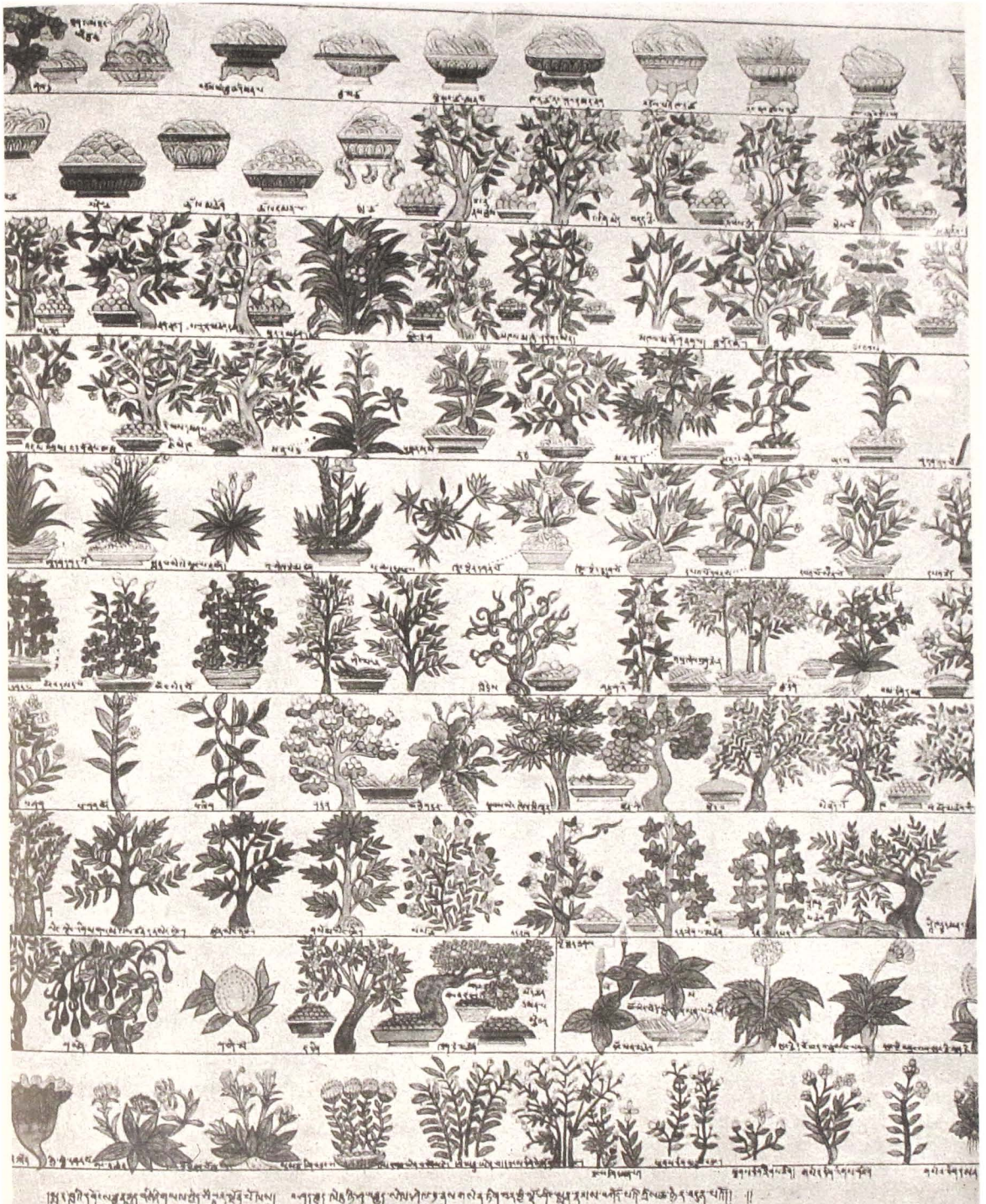
*Oben: Anatomie eines Menschen, abgebildet auf einer Thangka.*



Oben: Wichtige Lehrmittel an der Medizinschule waren die Thangkas, Rollbilder, die den Stoff in kleinen Piktogrammen veranschaulichen. Hier werden verschiedene Milch- und Wasserarten dargestellt sowie ihre Reinigung und Verwendung.

Rechte Seite: Auf dieser Thangka sind Heilpflanzen abgebildet.





15 ॥ 16 ॥ 17 ॥ 18 ॥ 19 ॥ 20 ॥ 21 ॥ 22 ॥ 23 ॥ 24 ॥ 25 ॥ 26 ॥ 27 ॥ 28 ॥ 29 ॥ 30 ॥ 31 ॥ 32 ॥ 33 ॥ 34 ॥ 35 ॥ 36 ॥ 37 ॥ 38 ॥ 39 ॥ 40 ॥ 41 ॥ 42 ॥ 43 ॥ 44 ॥ 45 ॥ 46 ॥ 47 ॥ 48 ॥ 49 ॥ 50 ॥ 51 ॥ 52 ॥ 53 ॥ 54 ॥ 55 ॥ 56 ॥ 57 ॥ 58 ॥ 59 ॥ 60 ॥ 61 ॥ 62 ॥ 63 ॥ 64 ॥ 65 ॥ 66 ॥ 67 ॥ 68 ॥ 69 ॥ 70 ॥ 71 ॥ 72 ॥ 73 ॥ 74 ॥ 75 ॥ 76 ॥ 77 ॥ 78 ॥ 79 ॥ 80 ॥ 81 ॥ 82 ॥ 83 ॥ 84 ॥ 85 ॥ 86 ॥ 87 ॥ 88 ॥ 89 ॥ 90 ॥ 91 ॥ 92 ॥ 93 ॥ 94 ॥ 95 ॥ 96 ॥ 97 ॥ 98 ॥ 99 ॥ 100 ॥



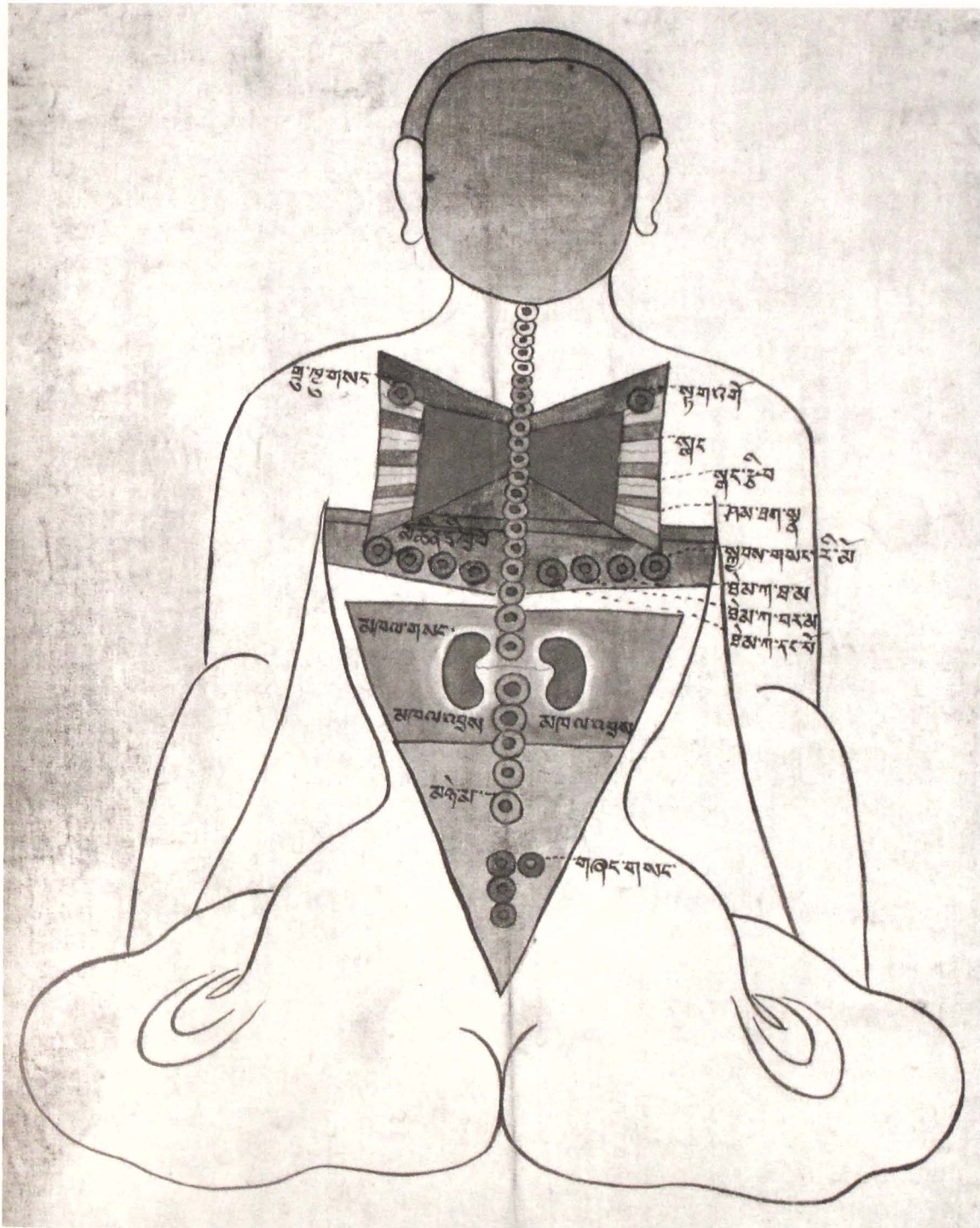


*Oben:* Blick vom Potala auf die Medizinschule links im Hintergrund.

*Unten:* Bei der Zubereitung von Medizin ist höchste Sorgfalt geboten.

Kräuter und Mineralien werden pulverisiert und kunstvoll zu Arznei verarbeitet.

*Rechte Seite:* eine Lehrtafel über Anatomie. Das Original stammt aus der Medizinschule und ist im Besitz des Dalai Lama.







# LEBEN IN LHASA



# FEUDALE ORDNUNG



Das Land gehörte dem Staat und damit seinem weltlichen und geistlichen Oberhaupt, dem Dalai Lama. Es wurde als Lehen an die Klöster und die adelige Oberschicht verpachtet, die mit den Bauern von den Erträgen lebten und als Gegenleistung Steuern zahlten und mindestens einen Sohn als Soldat oder Beamten der Regierung zur Verfügung stellen mußten.

Für die Kinder von Pachtbauern war es ein großes Privileg, von ihrem Herrn ausgesucht und nach Lhasa gerufen zu werden. Denn von diesem Moment an war der weitere Lebensweg geebnet, wurde für Nahrung, Quartier und auch ein gewisses Maß an Bildung gesorgt.

Das ganze Staatswesen beruhte auf einem empfindlichen System der Naturalwirtschaft. Geld spielte darin eine geringe Rolle, Abgaben wurden überwiegend in Naturalien oder in Form von Arbeitsleistung erbracht. Ein Beamter zum Beispiel erhielt kein Gehalt, oder höchstens ein sehr geringes, und mußte daher von dem leben, was von den Lehen nach Abzug der Steuern für seine persönlichen Bedürfnisse übrigblieb.

Salz, Wollstoffe, Tonwaren, die Instandsetzung eines Klosters – all das mußte als Steuer entrichtet werden.

Diese relative Bedeutungslosigkeit des Geldes zeigte sich auch bei unserem Versuch, für die Errichtung eines Dammes Arbeitskräfte zu bekommen. Bei der Regierung hatten wir angeregt, dafür Bettler anzuheuern. Ich habe darauf bestanden, daß sie zweimal am Tag mit Tee und Suppe versorgt wurden und darüber hinaus, was ein absolutes Novum war, pro Tag einen Silbertranka als Lohn bekamen. Da waren es zu Beginn siebenhundert Arbeiter, aber nach drei, vier Tagen nur noch die Hälfte, kurz darauf kamen vielleicht noch fünf oder zehn Arbeitskräfte. Das Geld zu horten konnte sie nicht locken. Sie wollten nicht einsehen, daß sie weiter arbeiten sollten, wo sie bereits mehr als genug für die nächste Zeit verdient hatten.

Gerade im bäuerlichen Leben, um noch einmal darauf zurückzukommen, war durch dieses feudale System der gegenseitigen Abhängigkeiten von Lehensherren und Pachtbauern auch die

Grundlage für ein vergleichsweise friedvolles Neben- und Miteinander gegeben. Der Adelige war auf Gedeih und Verderb darauf angewiesen, seine Verpflichtungen gegenüber Lhasa zu erfüllen, und dafür mußte er mit seinen Bauern Land und Vieh auch unter erschwerten Bedingungen wie Mißernten oder Seuchen zufriedenstellend bewirtschaften.

Das Verhältnis zwischen Diener und Herr war zwar untertänig, aber doch harmonisch, ja, geradezu vertrauensvoll.

Die Verwaltung eines Landes, das über zwei Millionen Quadratkilometer groß ist und ohne Straßen, Eisenbahn und Telefon auskommen muß, kann man sich eigentlich nicht vorstellen. Und doch funktionierte sie – wie gut, mußten wir auf dem langen Weg nach Lhasa am eigenen Leib erfahren: Es dauerte immer sehr lange, bis eine Entscheidung über unser Schicksal gefallen war.

Lhasa war der Kopf, das absolute Zentrum des Landes. Hier wurde entschieden, wer Gouverneur wurde und ob ein Fremder in die heilige Stadt durfte. Sämtliche politischen Probleme, ob weltlich oder klerikal, nur in der Hauptstadt konnten sie gelöst werden. Hier wohnte immer auch der göttliche, lebende Buddha, der Dalai Lama, sowie während dessen Minderjährigkeit der mächtige Regent. Diese Interimsherrscher kamen oft durch Intrigen und Bestechungen an die Spitze, und ihre Strenge gegen politische Gegner war hart, sogar brutal. Nach der Ernennung eines neuen Regenten wurden größere, profitträchtige Posten ausgetauscht, und wenn es Widerstand gab, führten kleinste Vergehen zur Absetzung.

Die Staatsform während unserer Zeit war eine Theokratie. Die Regierungsgewalt wurde praktisch nur von Priestern ausgeübt, hierarchisch streng gegliedert. Dalai Lama und Regent wohnten im



## DIE »DREI SÄULEN« DES STAATES

In Lhasas Umgebung befanden sich die drei größten Klöster mit etwa 20 000 Mönchen. Obwohl sie die »drei Säulen« des Staates waren und alle zur selben Kirche, der Gelugpa-Schule, gehörten, gab es auch da Machtkämpfe. Bei einem Regentenwechsel waren wir Zeugen eines Aufstandes in Lhasa. Das Kloster Sera revoltierte, und unser Gastgeber Tsarong traf Vorbereitungen für einen eventuellen Überfall der Mönche auf die Stadt. Auf dem Dach des Hauses wurde ein Maschinengewehr aufgestellt, und Aufschneider mit Erfahrung aus dem Ersten Weltkrieg konnte ihn beraten. Nach einigen Tagen der Spannung, alle Läden waren geschlossen, auch hörte man Kanonenschüsse, die im nur drei Kilometer entfernten Sera-Kloster einschlugen, war der Spuk vorbei und die alte Ruhe wiederhergestellt.





»Tse«, was Spitze heißt – das Wort Potala war in Tibet kaum bekannt.

Neben der Kontrolle des Klerus gab es auch einen weltlichen Einfluß. Eines der ganz wenigen Ämter, das ausschließlich von weltlichen Beamten ausgeübt wurde, war das Finanzamt mit Adligen des vierten Ranges.

Über diesen hohen Beamten waren u. a. meine Vorgesetzten, die zwei Außenminister. Wie so oft in anderen Büros oder in der Verwaltung von Bezirken außerhalb Lhasas führte den Vorsitz der Mönch, der auch ein klein wenig höher saß, beide hatten den Rang eines Dzasa (dritter Rang), genau wie die beiden Oberbefehlshaber der Armee. Nebenbei sei bemerkt, daß Peter Aufschnaiter und ich Letsenpas, also fünften Ranges von sieben, waren.

Die höchste Instanz für alle nichtreligiösen Belange nannte sich Kaschag und hatte ihren Sitz wie auch das Außenamt im ersten Stock des Tsuglagkhang. Den Vorsitz der vier Kabinettsminister hatte, wie nicht anders zu erwarten, ein Mönch. In all den Jahren, die ich in Lhasa lebte, war es immer »Rampa Sawang Tschenpo«, wie er angesprochen wurde. Er sowie seine drei weltlichen Kollegen entstammten allerhöchstem Adel. Nach unserer Ankunft in Lhasa machten wir bei allen Vieren unseren Höflichkeitsbesuch und baten um Asyl.

Engsten Kontakt hatte ich in all den Jahren mit den beiden Außenministern. Liuschar Dzasa, der Mönch, wohnte am Felsrücken des Tschagpori, über dem Westlichen Tor von Lhasa, also gegenüber dem Potala. Er hatte einen Feldstecher, den ich mir für die Bergtouren ausleihen durfte. Surkhang Dzasa, der Weltliche, war mein häufigster Besucher, um Weltnachrichten von mir zu hören. Ich bewohnte eines seiner schönen Häuser am Fluß mit vielen Blumen im Garten und vor allem herrlichem Gemüse für meine Küche. Beim Baden hatte ich einmal seinen Sohn Dschigme vor dem Ertrinken gerettet, da meinte er übergücklich: »Ich schenke Dir das Haus.« Dieser Dschigme arbeitete nach dem Einmarsch der Chinesen für das Reisebüro in Lhasa. Er verunglückte tödlich, als er auf seinem Motorrad mit einem Lastwagen kollidierte.

Was es im alten Lhasa noch über Institutionen und Ämter zu berichten gäbe, will ich nur kurz zusammenfassen. Schatzmeister verwalteten die Besitztümer des Dalai Lama und ein anderes Büro die Naturalien wie Salz, Butter und Tee, die als Steuer gingen. Die kostbaren Brokatkleider betreute ein hoher Adliger, und sogar Geld konnte man leihen. Es gab ein Waffenarsenal und ein Münzamt.

Wie schon erwähnt, alle diese Ämter hatten stets einen Mönchsbeamten aus der Tse-Schule und einen weltlichen Vertreter, alle waren im tibetischen Sinne ausgebildet und geschult.

Anzumerken wäre noch, wie die Stadt selbst verwaltet wurde. Es gab zwei »Bürgermeister«, Mipön genannt. Sie übten das Amt des Richters bei Verbrechen aus und hatten ein kleines Gefängnis, das eher ein Verlies war. Es gab auch Polizisten, die halfen, Ordnung zu schaffen. Wie berichtet, wurden sie während der Gebetswochen nach Neujahr von den gefürchteten Mönchspolizisten abgelöst.

Wir sehen, daß die »verbotene« oder »heilige« Stadt Lhasa auf dem Dach der Welt eine bewundernswert gut funktionierende Administration hatte. Aufschnaiter und ich lebten dort jedenfalls zufrieden und glücklich, und es war für uns faszinierend, das letzte Mysterium der Welt so aus nächster Nähe beobachten zu können, ja, mittendrin zu leben. Da es nur noch ganz wenige Tibeter gibt, die wie ich das alte Tibet erleben durften, sollen diese Zeilen vor allem den Kindern Tibets gelten, die ihr Land und die Hauptstadt nie gesehen haben. Ein Land mit Menschen, von denen der Dalai Lama nachdenklich zu uns sagte: »Was waren wir für ein glückliches Volk in einem glücklichen und freien Land.«



Auf dieser zweihundert Jahre alten Freske im Potala ist links das Kloster Drepung zu sehen, das acht Kilometer von Lhasa entfernt liegt. Oben rechts ist das Kloster Sera abgebildet, drei Kilo-

meter von der Hauptstadt entfernt, im Vordergrund finden sich links der Potala mit dem Dorf Scho und rechts der Tsiglagkhang.



Das Staatsorakel verläßt den Tsuglagkhang – gestützt von zwei Dienern, denn es befindet sich in Trance.





*Oben:* Das Orakel, das ich in Lhasa fotografierte und immer wieder in seinem Kloster Netschung beobachten konnte, war gestorben, und dieser medial veranlagte Mann wurde für kurze Zeit sein Nachfolger. Auch ihm war kein langes Leben beschieden.

*Unten:* Schneelöwen vor der Sonne, die über dem Himalaja aufgeht – die Nationalflagge Tibets; im Vordergrund der Dalai Lama.



*Oben:* Die Kabinettsminister auf dem Weg zum Picknick, das sie einmal im Jahr veranstalteten. Links Surkhang, rechts Rampa, begleitet von rotbehuteten Dienern. Ihre Kopfbekleidung hieß Sog-scha, Mongolenhut.

*Unten:* Unsere Mitarbeiter bei größeren Aufträgen wie dem Dammbau oder der Zeichnung eines Stadtplans von Lhasa: von links nach rechts: zwei weltliche Beamte vierten Ranges, zwei Mönche sowie ein weltlicher Beamter fünften Ranges und zwei weltliche Beamten siebten Ranges. Peter Aufschnaiter und ich hatten den fünften Rang, »Letsenpa«, inne.





*Oben:* Tibetische Truppen vor Lhasa. Bevor sie in den Krieg ziehen, bekommen sie von ihren Angehörigen Katas (Glücksschleifen) mit auf den Weg.

*Links:* Surkhang Wangtschuk, der jüngste Bruder des Kabinettsministers Surkhang.





*Oben:* Diese freundlich dreinblickenden Herren mit den modischen Filzhüten gehörten der Stadtpolizei Lhasas an. Sie unterstanden den zwei Bürgermeistern und sorgten für Recht und Ordnung – bis auf die Wochen des »Großen Gebets« in der Neujahrszeit, in denen die Mönchspolizei die Macht übernahm.



*Links:* Rechtsbrecher. Am Lingkor bettelten sie die Pilger um Almosen an.

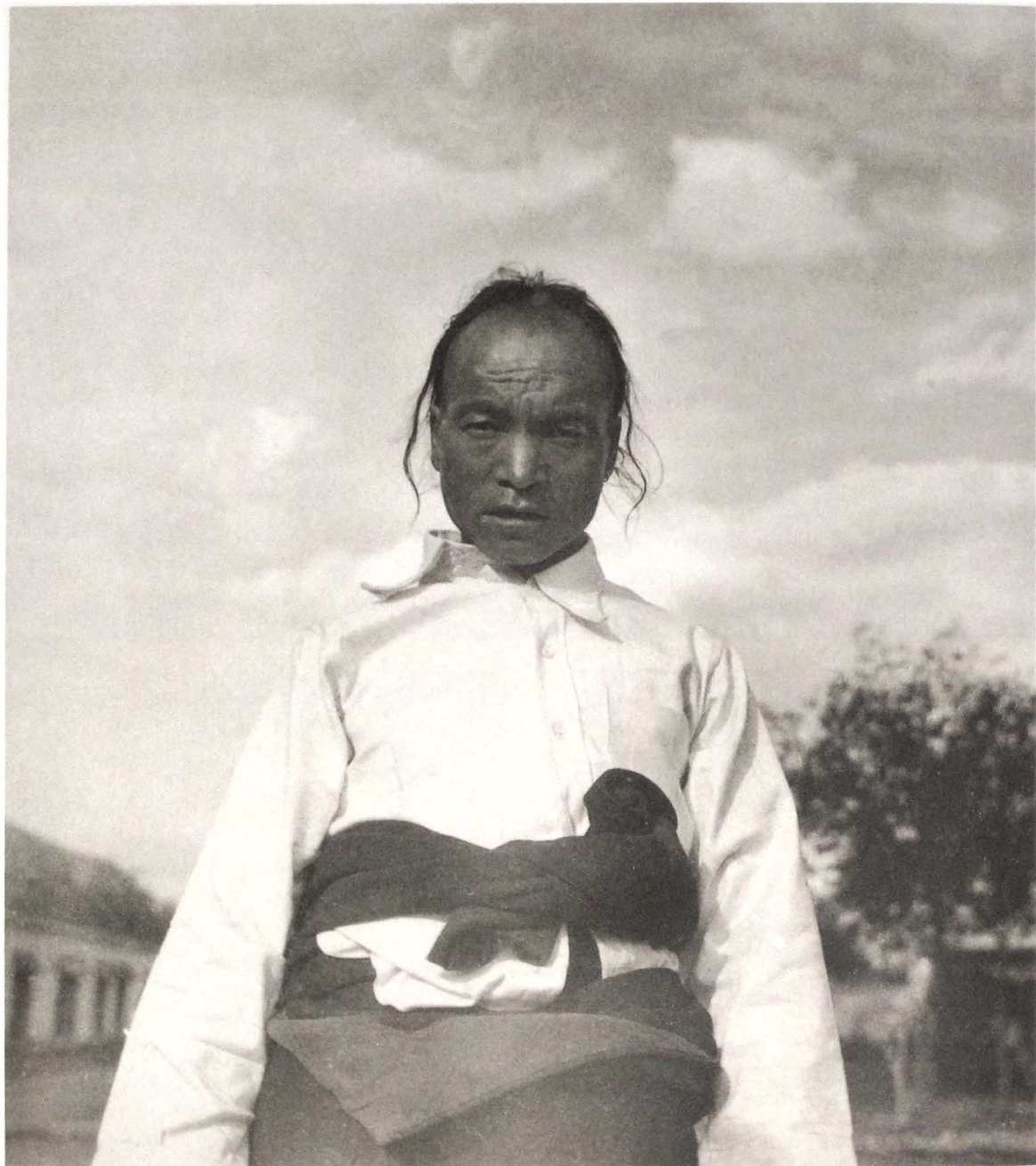


*Oben:* Schö, ein kleines Dorf zu Füßen des Potala. Hier befanden sich einige Ämter, Stallungen sowie große Speicher für Butter, Gerste und andere Güter, die als Steuern angeliefert wurden. Auch die Druckstöcke der dreihundertbändigen Heiligen Schrift waren in einem riesigen Bau in Schö untergebracht. Ebenso das Gefängnis. Von der Terrasse seiner Wohnung im obersten Stock des Potala hatte der Dalai Lama jeden Morgen Kontakt mit den Insassen. Wenn sie ihn erblickten, warfen sie sich wie üblich auf

die Knie und berührten den Boden mit der Stirn. Der Dalai Lama winkte ihnen zu, und schrieb auch in seiner Autobiographie, ihm seien die Gefangenen so vertraut gewesen, daß er traurig war, wenn einer fehlte.

*Unten:* Der Schirm hinter dem Staatsorakel war ein Symbol der Macht. Der des Dalai Lama bestand aus Pfauenfedern.





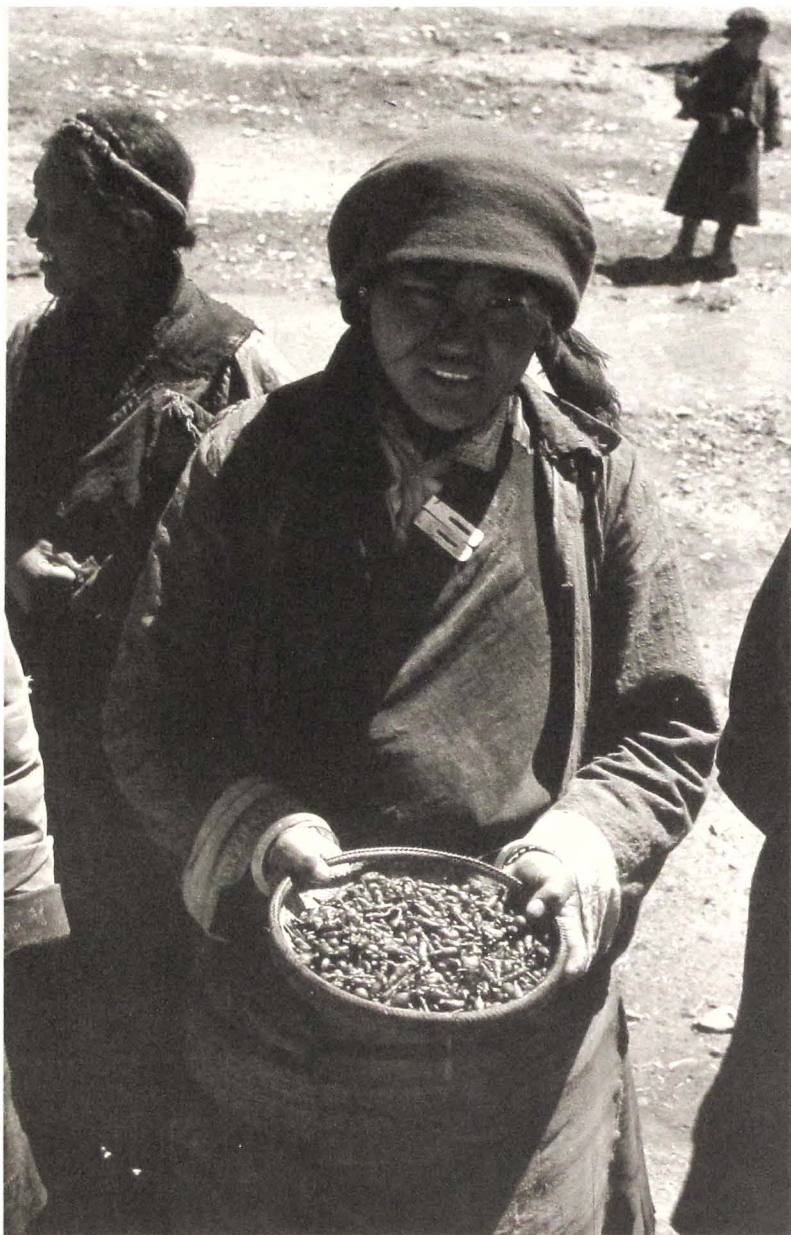
Nyima («Sonne») war mein treuer Diener. Er wohnte mit seiner Familie neben meinem Haus, war Koch, Gärtner und versorgte mein Pferd. Manchmal begleitete er mich auch auf Wanderungen in die Berge. Nyima hing sehr an mir, und so kam es immer wieder vor, daß er mich spätabends überraschend vom Haustor meiner Gastgeber abholte, um mich sicher nach Hause zu begleiten.





*Oben:* Tibet lebte im Feudalzeitalter. Grund und Boden wurde an Adelige und Klöster verpachtet, die für die Nutzung Steuern an die Regierung zahlten. Hier, auf einem Feld vor Lhasa, wurde Gerste gedroschen.

*Unten:* Getreidesäcke à vierzig Kilogramm wurden als Steuer in Lhasa abgegeben.



In den feuchten Auen des Yamdruk yumtso. Hier konnten sich die Nomaden als absolutes Monopol einen Nebenverdienst erwerben. Sie gruben in zwanzig bis vierzig Zentimetern Tiefe nach einer sehr kleinen Batatenwurzel. In den Schreinen aller Altäre gehörte es zum »Muß«, eine Schale davon den Göttern zu opfern.





Tsarong Sawang Tschenpo, wie er genannt wurde (Tsarong II.), ein exzellenter Verwalter und überaus geschickter Diplomat, war neben den beiden Dalai Lamas der berühmteste Tibeter dieses Jahrhunderts. Das Hobby des ehemaligen Kabinettsministers: die Fotografie.



# DAS 20. JAHRHUNDERT



Nachdem Peter Aufschneider und ich in Lhasa angekommen waren, konnten wir uns nichts Schöneres vorstellen, als dem Land unsere Dienste anzubieten: ein bißchen von dem Wissen und den Kenntnissen vor allem auf dem Gebiet der Technik beizusteuern, die wir als Europäer den Tibetern voraus hatten. Interessanterweise waren die ersten, die mit ihren Problemen zu uns kamen, ranghohe Mönche, die einflußreicher waren als die weltlichen Mitglieder der verschiedenen Ministerien.

Zum Neujahrsfest zum Beispiel verdoppelte sich für einige Wochen die Einwohnerzahl Lhasas um 20 000 Mönche, die während dieser Zeit verköstigt und mit Tausenden von Litern Buttertee täglich versorgt werden mußten. Allein die Besorgung der unermesslichen Mengen an Wasser, das vom Fluß heraufgetragen werden mußte, und des vielen Holzes, das fürs Teekochen gebraucht wurde, war eine Riesenaufgabe. Kein fließendes Wasser, kein Holz – hier gab es reichlich Probleme, die zu lösen waren. Und so begannen wir als erstes im Tal des Kyitschu mit einem Wiederaufforstungsprojekt.

Den aufgeschlossenen Kreisen war bewußt, daß Veränderungen eingeleitet werden mußten, aber organisch, allmählich, Stufe für Stufe. Man kann nicht mit einem Satz vom Parterre in den zehnten Stock springen.

»Sanfte Reformen« dieser Art auf Gebieten, die den Menschen ein wirkliches Anliegen sind: So hätte es in Tibet weitergehen müssen.



TSARONG WANGTSCHUK  
GYALPO



Der Gründer einer bedeutenden Dynastie Tibets hieß Tsarong Wangtschuk Gyalpo. Er wurde 1866 geboren und 1912 auf Veranlassung eines eifersüchtigen Mitregenten in Lhasa ermordet. Tsarong I., wie man ihn später nannte, wurde während seiner Arbeiten im Potala verhaftet, mit roher Gewalt die lange, steile Steintreppe hinuntergezerrt, bis vor das Magistratsgebäude, und dort ermordet.

Feinde hatte er sich vermutlich dadurch gemacht, daß er die Abkapselung Tibets von der Welt beenden wollte und Dinge einführte, die hier bisher unbekannt waren – die Nähmaschine, Kameras, Zigaretten und süßen Tee.



Im Laufe des 20. Jahrhunderts hatte es Versuche gegeben, vor allem während der Regierungszeit des XIII. Dalai Lama, Reformen durchzuführen, sie wurden aber immer wieder von den einflußreichen Mönchen der großen Klöster in Frage gestellt und verboten.

Es war, wie bereits erwähnt, in unserem Jahrhundert der XIII. Dalai Lama, Thupten Gyatso, der eine vorsichtige Öffnung Tibets gegenüber neuer Technik und fremdartigen Lebensweisen befürwortete.

Thupten Gyatso (1876–1933) war religiös außerordentlich gebildet und zugleich ein weitsichtiger Staatsmann, der während seiner Amtszeit viel Segensreiches für sein Land bewirkte. Nach seinem Tode machte der Regent, Statthalter bis zur Regierungseinführung des nächsten Dalai Lama, die meisten seiner Reformen leider wieder rückgängig.

Mir hat einmal ein Regierungsbeamter erzählt, daß er im Besitz von zwei Kisten mit englischen Büchern über Geometrie, Shakespeare und anderem westlichen Wissen war. Die kleine Bibliothek stammte aus den Beständen einer Schule, welche die Briten in Lhasa gegründet hatten, die ihre Arbeit aber nicht aufnehmen konnte, weil hohe Kreise in der Hierarchie den fremden Einflüssen einen Riegel vorschoben. Über die Bücher habe ich mich damals sehr gefreut, weil ich dem jungen Dalai Lama daraus vorlesen konnte.

Doch noch einmal zurück zum XIII. Dalai Lama, der ebenso aufgeschlossen war wie später sein Nachfolger. Thupten Gyatso brachte unter anderem einen Generator nach Lhasa, ließ eine Anlage zur Münzprägung und Herstellung von Briefmarken und Papiergeld installieren. Auch war er darauf bedacht, in den



## DAS RAD

Die praktische Anwendung des Rades gab es in Tibet nicht. Sicher wußte man, daß es in anderen Teilen der Welt nützlich war. Ich vermute sogar, daß es früher bereits Wagen gegeben haben muß, denn im Tal von Lhasa gab es riesige alte Granitquader, deren Transport ohne Rad nicht vorstellbar ist. Vielleicht war es die Gebirgigkeit des Landes, die die Einführung des Rades nicht sinnvoll erscheinen ließ. Wahrscheinlich war es aber wieder einmal der Widerstand der mächtigen Mönche.

In der Religion gibt es nämlich seit Jahrtausenden auf Thangkas und Fresken das »Rad des Lebens«. Buddha selbst soll bei einer Predigt in einem Reisfeld das Diagramm gezeichnet haben. Es zeigt die sechs Welten, und im Zentrum, sozusagen in der Radnabe, sind ein Hahn, ein Schwein und eine Schlange, sie symbolisieren Sinneslust, Habgier und Zorn. Es sind die drei Gründe für den erbarmungslosen Kreislauf: Geburt, Tod und wieder Geburt. Das Rad des Lebens dreht sich immer weiter, der endlose Zyklus des Lebens.



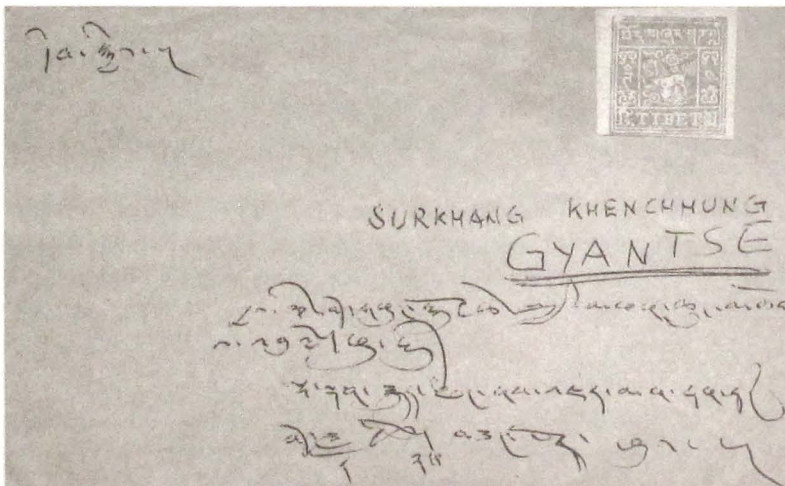
größeren Klöstern das Bildungsniveau anzuheben und das Heer auszubauen.

Sir Charles Bell war zu dieser Zeit als englischer politischer Vertreter eng mit dem Dalai Lama befreundet. Nicht ohne Absicht, das große Tibet enger an das britische Empire zu binden, empfahl er, einige junge Tibeter zur Ausbildung nach England zu senden. Vier Knaben aus dem mittleren Adel besuchten mehrere Jahre lang höhere Schulen wie z. B. Rugby. Einer von ihnen war fast ein Jahr beim Yorkshire-Regiment, um die straffe Ausbildung kennenzulernen. Die anderen befaßten sich mit Bergbau, Elektrizität und Kartographie. Leider war die Ausbildung nicht konsequent, die gute Idee verlief im Sande, und zu meiner Zeit lebte nur noch Kyibub, der wegen seiner Englischkenntnisse im Außenamt arbeitete.

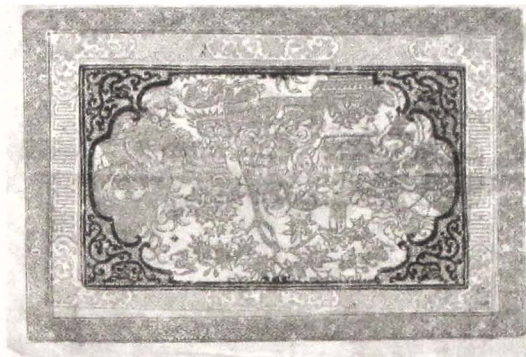
Von der Aufgeschlossenheit des XIII. Dalai Lama zeugten auch die Erzählungen über einen Fußballclub, den es zu seiner Zeit gegeben hatte. Und natürlich die drei Autos, die nach seinem Tode ungenutzt in einem Schuppen verkamen. Als Knabe legte der XIV. Dalai Lama dann, wie er in seiner Autobiographie erzählt, selbst Hand an, um sie wieder flottzumachen. Einen der Wagen hätte er bei einer heimlichen Spritzfahrt auf dem Gelände beinahe kaputtgefahren.

Eingeschriebene Post (siehe Vermerk auf dem linken Rand des Umschlags) nach Gyantse, eine Stadt im Süden von Lhasa. Da der Staat nicht dem Weltpostverband angehörte, galten die Marken (hier im – höchsten – Wert von vier Tranka) nur in Tibet. Briefe ins Ausland mußten umgepackt und neu frankiert werden, wenn sie die Landesgrenze überschritten.

Apropos Post: Alle Sendungen wurden von Postläufern im Staffettenlauf mit jeweils etwa sechs Kilometern Strecke befördert. Diesen Umschlag hatte ich an meinen Freund Surkhang Wangtschuk adressiert (Khenchung lautete sein Titel als Möchsbeamter). Er öffnete ihn und frankierte das innenliegende zweite Kuvert mit indischen Marken. Nun stand der Beförderung nach Europa nichts mehr im Weg.







BRIEFMARKEN FÜR TIBET  
 ENTWORFEN VON HEINRICH HARRER IN LHASA 1949  
 HOLZSTICH, VOM STOCK GEDRUCKT

*Lothar*

*Oben:* Eine 100-Srang-Note, gültig ab etwa 1915. Das Papier aus Seidelbastrinde geschöpft. Jeder Geldschein war mit einem tibetischen Text als Wasserzeichen versehen sowie mit dem runden roten Siegelabdruck des Dalai Lama und dem schwarzen, eckigen der obersten weltlichen Autorität.

*Mitte:* Tibetisches Geld und eigene Briefmarken waren ein Beweis, daß Tibet von China unabhängig war. Ich entwarf vier Serien von Briefmarken. Die Motive: Bauten, Tiere, Blumen, Glückssymbole. Hier abgebildet: Lebensrad, westliches Eingangstor von Lhasa und tibetische Nationalfahne (von links nach rechts).



*Links:* Silbermünze, ein Tranka. Ihr Wert entsprach einem Tageslohn.

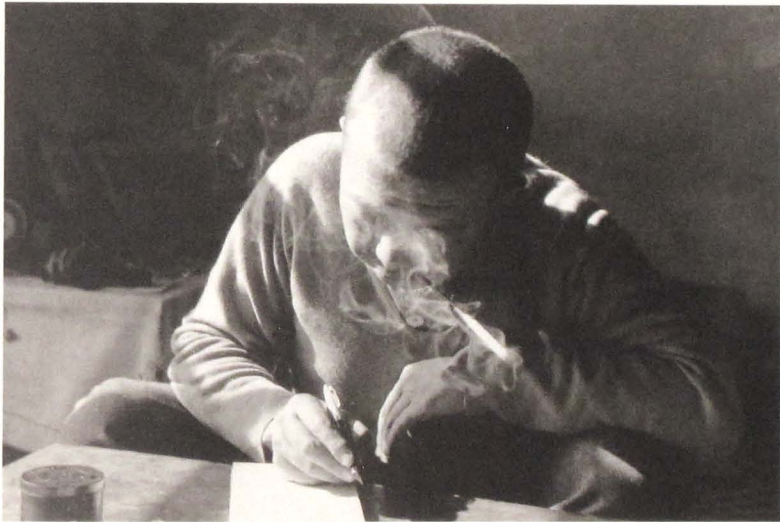




Thangdong Gyalpo (1385–1481) war ein Allroundgenie und wurde von den Tibetern als Heiliger verehrt. Auf vielen Thangkas, in Stein gehauen und als Bronzen finden sich seine gedrungene Gestalt und der ungewöhnlich starke Bart. Er gilt als Begründer des tibetischen Theaters, der Mysterienspiele und Opern, die bis zum heutigen Tage gespielt werden. Uns Europäern ist er in erster Linie als Erbauer kleiner und großer Hängebrücken bekannt, deren Ketten aus Eisen geschmiedet waren. Es ist ein Rätsel, wie er es vor fünfhundert Jahren fertig-

brachte. Man spricht davon, er könne Arsen zum Schmelzen verwendet haben.

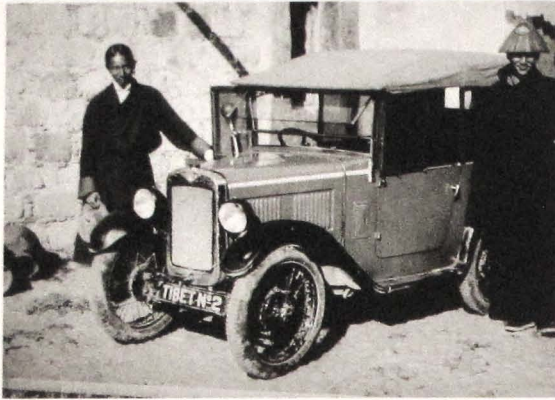
Am 2. Dezember 1945 entdeckten wir zu unserer Freude in Tschung Riwotsche eine solche Brücke über den Tsangpa (Brahmaputra), und so konnten wir uns das Durchschwimmen ersparen. Die Wasseroberfläche war mit treibenden Eisschollen bedeckt. Unserem Yak schien das nichts auszumachen, denn er überquerte den Fluß ohne Zögern.



*Oben:* Surkhang Wangtschuk, der jüngste Bruder des Kabinettsministers Surkhang, war technisch begabt und wurde bei der Flucht des Dalai Lama 1951 mit der Koordination betraut. Das Feldtelefon funktionierte selten.

*Unten:* Surkhang Wangtschuk war Mönchsbeamter der Tse-Schule. Rauchen galt als verpönt, aber als Gouverneur von Gyantse fungierte er zugleich als höchster Richter.





*Oben links:* Zulassungsnummer »Tibet 2« – einer der drei Pkw, die der Vorgänger des heutigen Dalai Lama ins Land holte. (Foto: G. Tsarong)

*Oben rechts:* ein sehr altes Foto, das sich an einer Wand in einem Postläuferhäuschen fand. Es zeigte den XIII. Dalai Lama mit seinem Hofstaat. Vermutlich wurde es 1912 aufgenommen.

*Unten:* Schon als Junge war der XIV. Dalai Lama begeistert an allem interessiert, was mit Feinmechanik zu tun hatte. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Hier seine Werkstattbank im indischen Dharamsala.

Stets wollte er das Innere ergründen: Wie funktioniert ein Uhrwerk oder eine Kamera? Doch gestand er, daß das spätere Wiederaussetzen der Einzelteile, in die er sie zerlegt hatte, nicht immer zum Erfolg führte.

# DER PALAST DES GOTTKÖNIGS



Für den Forscher und die wenigen Reisenden gab es in bezug auf Tibet drei Worte, mit denen der normale Tibeter kaum etwas anfangen wußte.

Die Bezeichnung »Tibet« hat viele Erklärungen, aber für den Einheimischen hieß sein Vaterland »Bö«. Das zweite Wort lautete »Dalai Lama«. Hierbei handelte es sich um einen Titel, den ein mongolischer Prinz den Gouverneuren von Bö verlieh, nachdem er Tibet erobert hatte. Seit dieser Zeit (1640) ist der Titel Dalai Lama (»weit wie der Ozean«) für Nichttibeter die populärste Bezeichnung für den König von Tibet.

Das dritte Wort lautet »Potala«. Dies war ursprünglich der sagenumwobene Palast einer Gottheit in Südindien, und als der V. Dalai Lama König von Tibet wurde, haben ihn alle – auch die buddhistischen – Schulen des Landes ebenfalls als die Manifestation der populärsten buddhistischen Gottheit Tschenresi identifiziert. Damit begann die Idee der Wiedergeburt, der Reinkarnation, das göttliche Königtum. Der V. Dalai Lama wurde 1642 religiöser und weltlicher Alleinherrscher. Er war ein außergewöhnlicher, begnadeter Gelehrter. Und auch für alle, die sich nicht mit der Religion Tibets befassen, hat er ein Denkmal gesetzt, das man heute, am Ende des 20. Jahrhunderts, als den schönsten Bau der Welt bezeichnen kann.

Auf den roten Felsen im Tal von Lhasa gab es bereits seit dem 7. Jahrhundert kleinere Burgen, Klöster und Paläste.

Seit 1645 wuchs ein Haus nach dem anderen aus den Felsen, ineinandergeschachtelt reihte sich in verschiedenen Höhen ein Bau an den anderen. Weite, große Steinstiegen führten hinauf zum zentralen Palast; flankiert von zwei Türmen, füllte sich der ganze Rücken. Alles scheint durcheinander, völlig ungeplant, und doch war die gesamte Anlage Zeugnis perfekter architektonischer Harmonie.

Was den Betrachter fasziniert, ist der mittlere Teil des wolkenkratzerähnlichen Baus. Kontrastreich war er dunkelrot gestrichen, und vom obersten Rand, vom Dach durch Fasces (Reisigbündel)

isoliert, hingen schwere schwarze Vorhänge aus Yakhaaren herab.

Als absolute Krönung aber glitzerten von der Spitze die goldenen Dächer der Grabmäler der verstorbenen Dalai Lamas. Im obersten Stockwerk befanden sich die Räume des Königs. Da der göttliche



#### IM 17. JAHRHUNDERT

Vier Jahrhunderte lang verehrte das tibetische Volk seinen Gottkönig, den V. Dalai Lama. Er schloß die verschiedenen kleinen Königreiche zusammen und war der erste Herrscher, der weltliche und geistliche Macht in einer Person vereinigte. Am Bau des Potala wurde fleißig gearbeitet, aber der inzwischen alt gewordene Dalai Lama trat nicht mehr in Erscheinung. Was war passiert? Der V. Dalai Lama verstarb 1682. Ihm folgte ein kluger Regent, der seinen Tod so lange verheimlichte, bis der monumentale Bau des Potala vollendet war. Ihm war bewußt, daß die schwere Fronarbeit gern für einen Dalai Lama, aber kaum für einen Regenten geleistet wurde.



Herrscher an der Spitze des Potala residierte und Spitze auf tibetisch »Tse« heißt, sprach der Einheimische nur vom »Tse«. Das Wort »Potala« war nur den Fremden geläufig.

Mein Freund Hugh Richardson schrieb sinngemäß: Wenn von allen großen Leistungen der Tibeter allein der Potala übrigbliebe, könnten sie ihn als unwiderlegbaren Beweis für den einmaligen Genius ihrer eigenen nationalen Kultur beanspruchen.

Als ich in Lhasa lebte, war der Anblick des Palastes jeden Tag ein neues Erlebnis. Meine Lieblingsecke war die Ostseite, wo die Felsen steil abfielen.

Es gab um den Potala keine eigene »Ringstraße« für die Pilger. Der kurze Rundweg (Barkor) führte lediglich um den Tsuglagkhang, und der acht Kilometer lange Lingkor umrahmte die ganze Stadt Lhasa, den Tschagpori und den Potala. Am Ostende des Potalafelsens lagerten manchmal Pilger aus dem nördlichen Nomadenland. Für sie gab es immer einige Tsatsa-Macher oder auch Steinmetze, die Götter und Gebetsformeln produzierten, die die Pilger gern als Votivgaben und Devotionalien zu ihren Weideplätzen mit zurücknahmen. Alles, was aus Lhasa stammte, war begehrt.

Wenn ich auf dem warmen Felsen saß, konnte es passieren, daß ein pflügender Bauer mir Zeichen gab, ich solle mit ihm zusammen frühstücken. Die Felder begannen gleich am Stadtrand.

Faszinierend war es auch, wenn der riesige Bau frisch gestrichen wurde. Obwohl: Streichen ist vielleicht nicht das richtige Wort. Es wurde lediglich eimerweise weiße Kalkmilch von den Fenstern an die Wände geschüttet. Die Folge war, daß sich an den Stellen, an



denen am meisten Kalk hinkam, im Laufe der Jahrzehnte dicke Farbknohlen bildeten.

Auch die goldenen Löwen und Glücksornamente bekamen dabei ihre Spritzer ab, und es war atemberaubend, den Männern zuzuschauen, wie sie sich völlig ungesichert wie die Fassadenkletterer auf den schmalen Sims bewegten und das Gold putzten.

Die Wände des Potala waren leicht schräg gebaut, und die unzähligen Granitsteine waren einfach mit Lehm aneinandergefügt worden. So entstand an der Nordflanke ein tiefes Bauloch, wo man den Lehm holte. In der kurzen Regenzeit kam aus den Bergen neben dem drei Kilometer entfernten Kloster Sera ein kleines Bächlein. Dessen Wasser füllte in den nächsten Jahren das Loch, und so entstand einer der romantischsten Plätze ganz Lhasas. Mitten im See ist ein kleiner Tempel mit einem grünen Dach, und am 15. Tag der Sommermonate, wenn also der Vollmond die Nacht erhellte, kamen alle Minister, und Lhasa war völlig ausgestorben. Auf dem Wasser des kleinen Sees schwammen viele der Yakhautboote, die die kräftigen Ruderer vom Fluß hergetragen hatten. Es war ein richtig fröhliches Volksfest, und nachdem die vier Minister ihren Besuch im Tempel beendet hatten, herrschte ganz zwanglose Stimmung.

Das tibetische Bier floß, es wurde gesungen und getanzt, am liebsten auf den Brettern, die über die Bordkanten der schaukelnden Boote gelegt waren. Die Schadenfreude war groß, wenn einer das Gleichgewicht verlor und im Wasser landete.

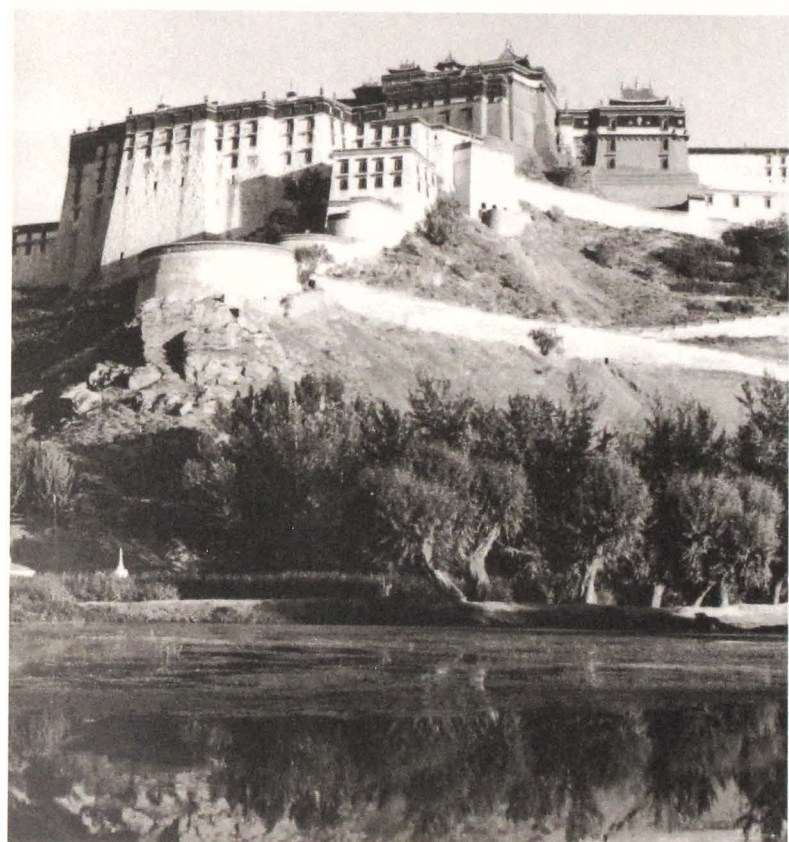
Hinzuzufügen wäre noch, daß fast alles, was mit Tibet und dem Gottkönig in Verbindung gebracht wird, übertrieben und mehr Phantasie als Wirklichkeit ist. Das bezieht sich auch auf die sagenhaften Gold- und Juwelenschätze, die angeblich in den »tausend« Räumen des Potala gelagert waren. Gewiß gab es Schatzmeister, die die vielen Geschenke, die die Dalai Lamas in Jahrhunderten bekommen hatten, verwalteten. Als ich 1951 auf der Flucht die Karawane des Dalai Lama begleitete, berichteten die Zeitungen der Welt von ungeheuren Goldschätzen, die er mitgeführt hätte. Davon konnte keine Rede sein. Die wenigen Goldbarren, die auf Pferden transportiert wurden, hätten nicht einmal ausgereicht, das Budget einer kleinen Stadt im Westen für einige Tage zu decken.

Der Potala beeindruckt wie eh und je alle Reisenden, die nach Lhasa kommen, und erinnert an die große Zeit Tibets und seines Dalai Lamas.

*Rechts:* der Zentralbau des Potala. Im Vordergrund die Spitze des Westtor-Stupas.



*Unten:* die Nordseite des Potala mit Ruderern und Yakhaubooten im Vordergrund.



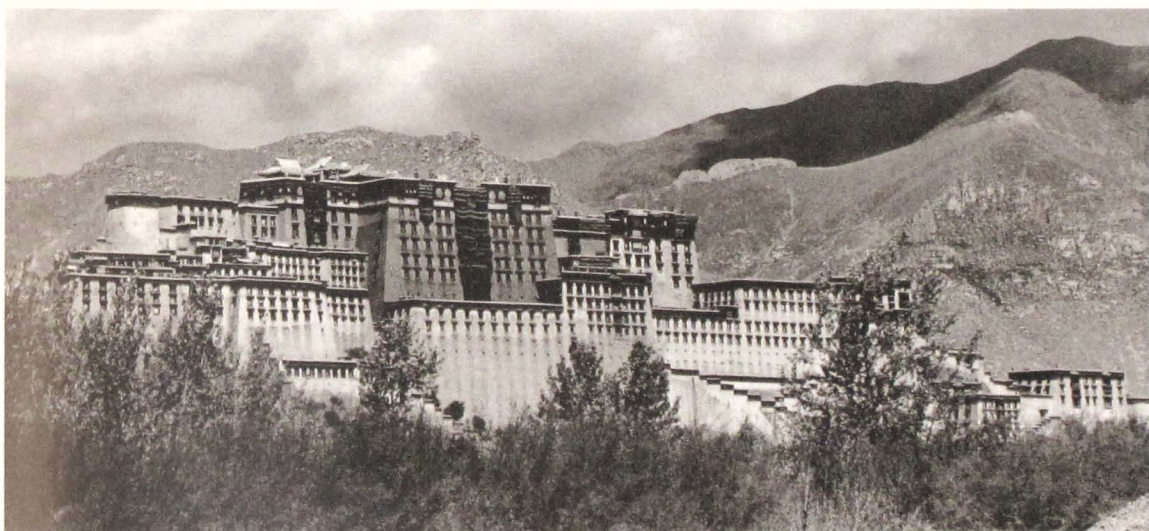
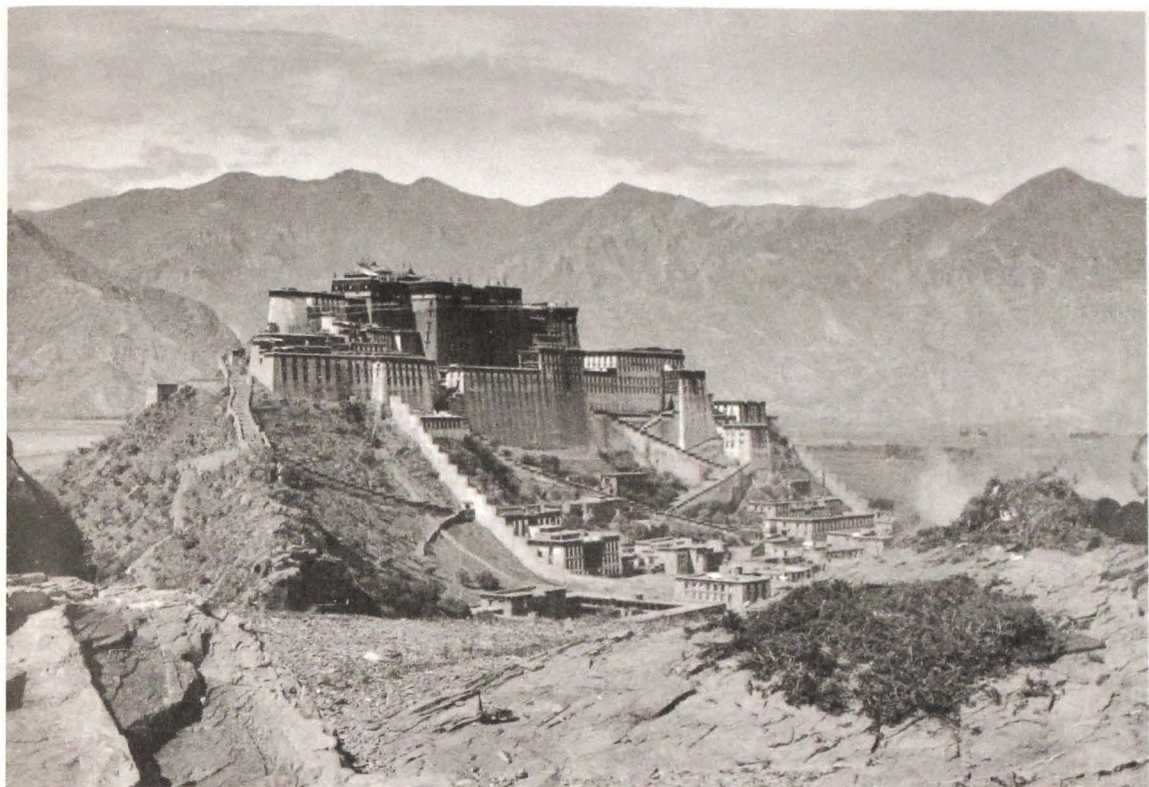
Der Potala von Norden aus gesehen mit dem Lukhang-See.





*Oben:* der Potala von Norden aus gesehen.

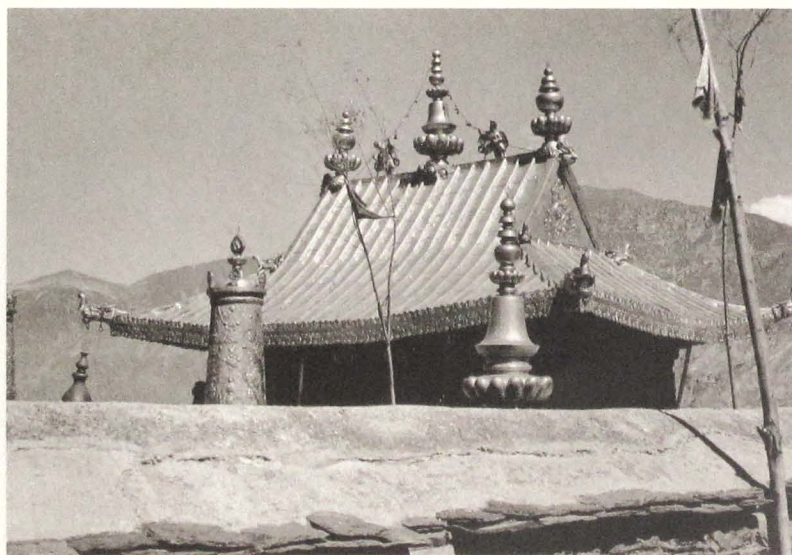
*Unten:* Blick auf den Potala vom Dach meines Hauses im Po-lingka.



*Oben:* Blick vom Opferplatz am Tschagpori zum Potala.

*Unten:* der Palast des Gottkönigs vom Schugtrilingka-Park aus gesehen.





Die goldenen Dächer der Grabmäler der Dalai Lamas, die drei und vier Stockwerke in den Bau hinunter reichten.



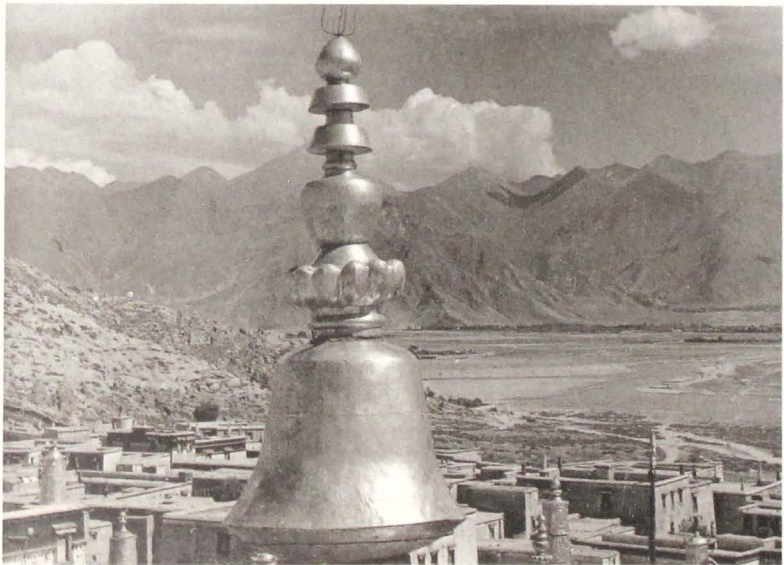
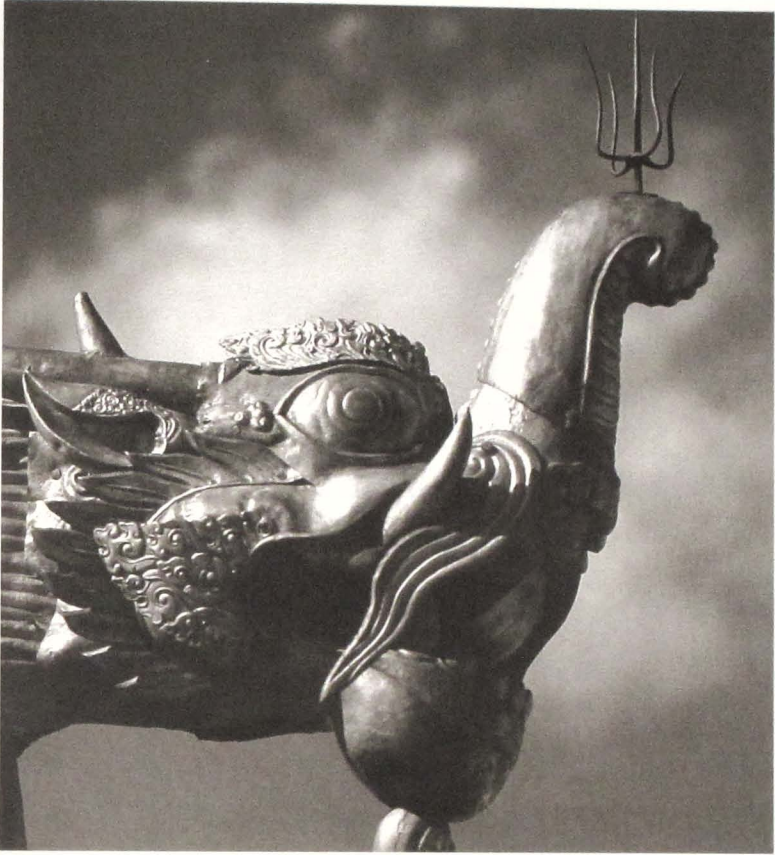


Das Grabmal des XIII. Dalai Lama.

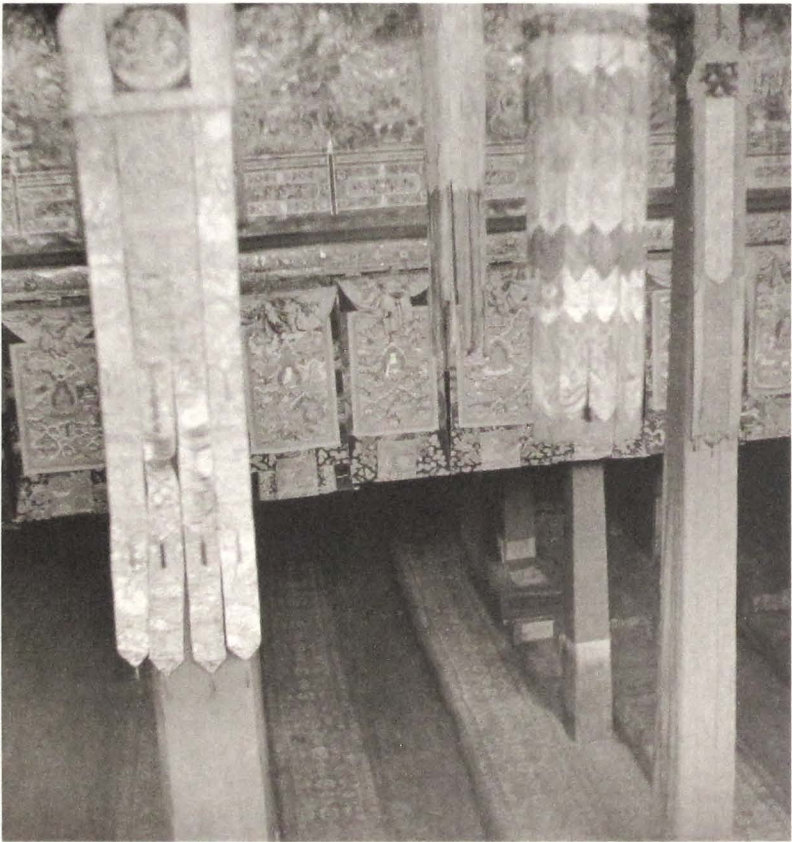


Schutz- und Abwehrzeichen auf den Dächern heiliger Stätten. Nur die kleinen Metallspitzen dienten nicht religiösen Zwecken – sie sollten die Vögel abhalten.

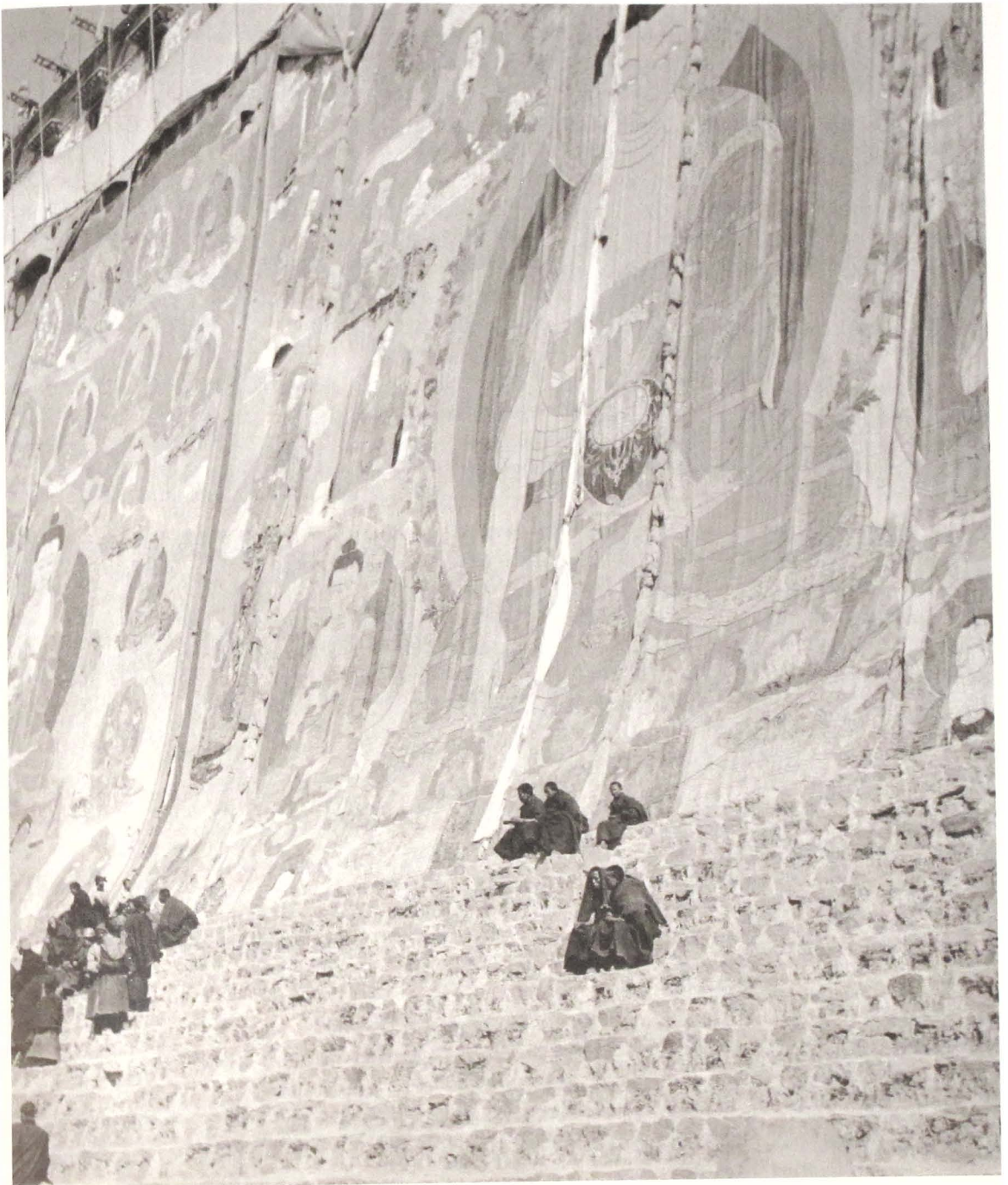






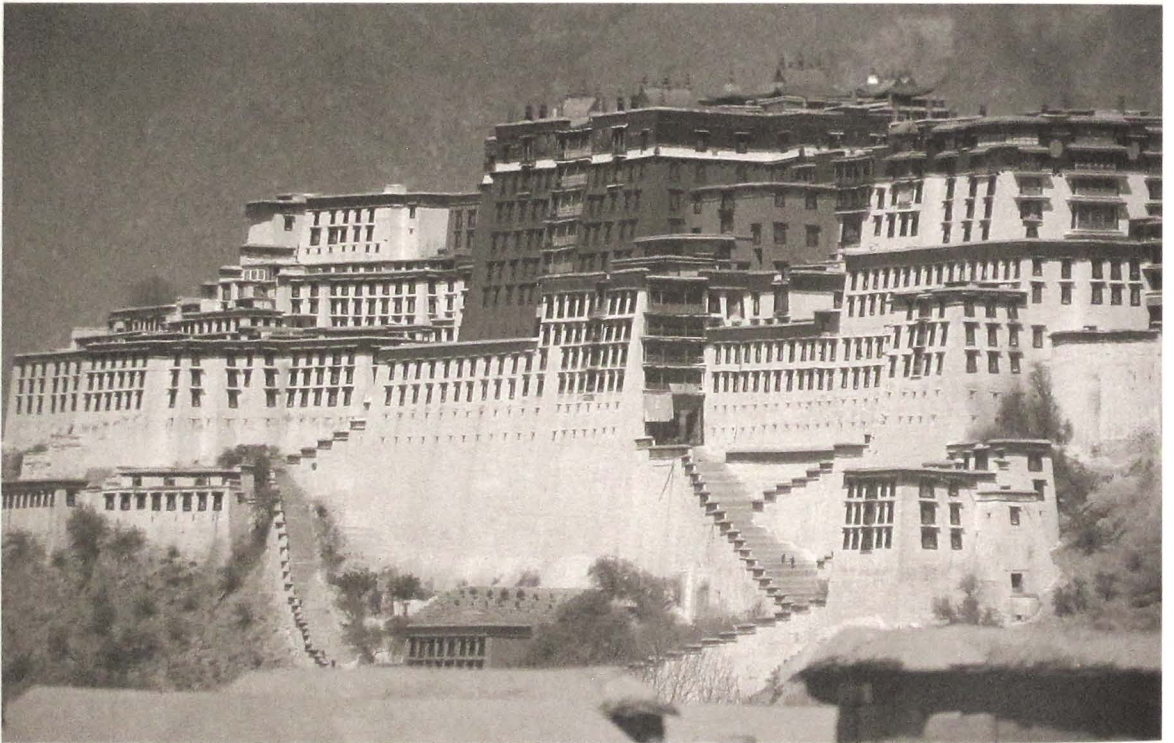
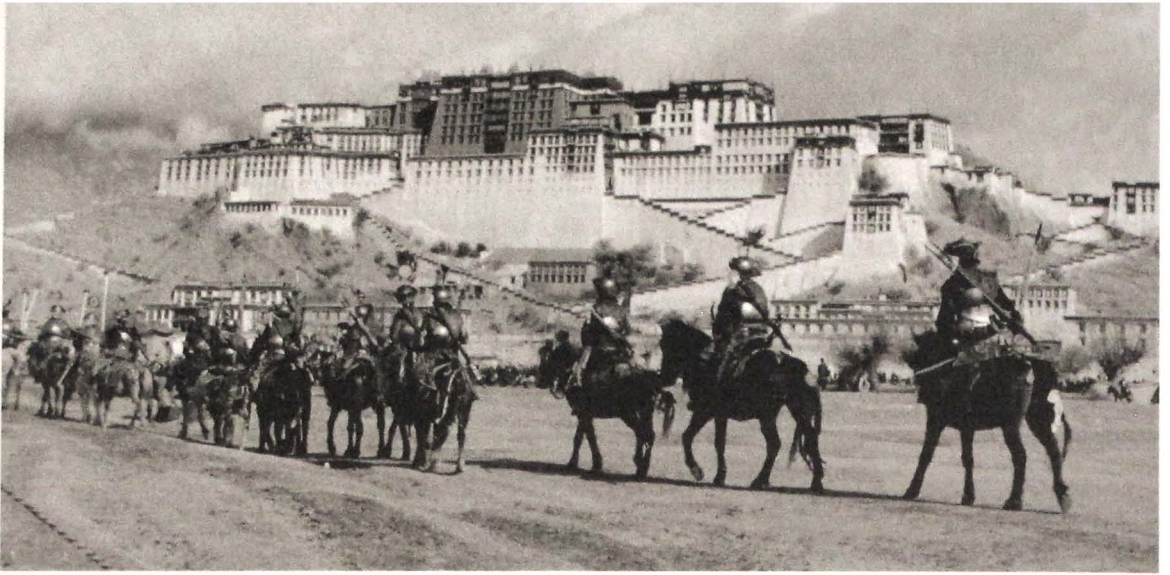


Eine der Versammlungshallen innerhalb des Potala. Glücksbanner und viele Thangkas.



Auf den Treppen des Potala vor den riesigen Rollbildern, den Thangkas, die zahlreiche Buddha-Abbildungen darstellen.





Der Potala vom Dach des Tsiglagkhang aus gesehen.



# STÄDTISCHE IMPRESSIONEN



Wenn sich Superlative steigern ließen: Lhasa wäre dieses sprachlichen Kunststücks würdig. Aber: »Heimstatt der Götter«, wie die Übersetzung lautet – sagt das nicht schon alles?

Für die Tibeter war Lhasa wie das Mekka des Islam, das Rom des Katholizismus oder New York für alle, die dem *american dream* anhängen – Zentrum, Metropole, Erfüllung vieler Sehnsüchte und Wünsche. In dieser Stadt lebte das weltlich-religiöse Oberhaupt, sie beherbergte zahllose Heiligtümer, und der Dschokhang-Tempel in der Stadtmitte galt gar als der Mittelpunkt des Landes.

Ich hatte schon soviel über die »verbotene Stadt« gelesen. Und als ich dann später in Lhasa einen Brief von meinem Jugendidol Sven Hedin erhielt, in dem er schrieb: »Sie haben die Stadt meiner Träume erreicht«, da dachte ich im stillen: Er hat recht.

Doch wie lange hatte es gedauert, bis Peter Aufschnaiter und ich am Ziel waren und uns schließlich als Fremde dort auf- und später großzügig angenommen fühlen durften. Fast zwei Jahre waren wir unter sehr beschwerlichen, teilweise sogar lebensbedrohlichen Umständen unterwegs, die ich in meinem ersten Buch, *Sieben Jahre in Tibet*, ausführlich geschildert habe. Doch wie sagt der Dalai Lama sinngemäß: Man kann nicht mit einem Sprung vom Parterre aus in die höchsten Etagen des Potala gelangen. Die Monate unserer Flucht waren wohl zur Vorbereitung nötig.

Lhasa machte einen sehr freundlichen Eindruck und verdiente es durchaus, als urban charakterisiert zu werden, auch wenn alles fehlte, was wir gemeinhin mit »Stadt« verbinden: Autoverkehr, Lärm und Gestank. Dafür gab es beeindruckende Gebäude, Tempel, Ministerien, Druckereien, Schulen für Medizin und Astrologie, die großen Klöster, den Sitz des Gottkönigs ... und ein buntes Gewimmel von Menschen aus ganz Tibet, die es nach Lhasa zog, um ihren religiösen Bedürfnissen und weltlichen Interessen nachzugehen.

Lhasa liegt in einer Höhe von dreitausendsiebenhundert Metern über dem Meeresspiegel, niedrig im Verhältnis zu den Höhen des Himalaja, und erstreckt sich in einem weiten Tal, das rundum von kahlen Berggipfeln überragt wird.

Das Stadtgebiet wurde vom Lingkor umgeben, dem bedeutendsten

Pilgerpfad der Tibeter. Acht Kilometer war er lang. Das westliche Stadttor lag zwischen zwei Wahrzeichen der Stadt, die Zeugnis von ihrer Bedeutung ablegten: dem »roten Berg« mit dem Potala, der Winterresidenz des Gottkönigs, der im 17. Jahrhundert unter dem V. Dalai Lama erbaut wurde. Gegenüber befand sich der Tschagpori (»Eisenberg«) mit der Medizinakademie.



#### MEIN ERSTER EINDRUCK

»Immer mächtiger türmt sich der Potala vor uns auf. Von der Stadt sehen wir noch nichts. Sie liegt hinter den Hügeln verborgen, die den Palast und die Medizinschule tragen. Da – ein Tor, gekrönt von drei Tschörten. Es verbindet die beiden Berge und ist gleichzeitig der Eingang zur Stadt. Jetzt muß es sich entscheiden! (...) Kein Soldat, keine Kontrolle. Wir sprechen beide kein Wort. Wir schauen und schauen und können es nicht fassen, daß wir mitten in der »verbotenen Stadt« sind. Es gelingt mir heute nicht mehr, die richtigen Worte zu finden für das, was ich damals sah und empfand. Wir waren überwältigt.«



Zu Füßen des Potala erstreckte sich das Stadtviertel Schö. Von dort führte der Weg durch Gärten, Parks und lauschige Plätzchen über die berühmte Türkisendachbrücke in östlicher Richtung zur inneren Stadt. In deren Zentrum stand der heiligste Tempel der Tibeter, der Tsuglagkhang; in seiner Mitte das Heiligtum, der Dschokhang mit der Gottheit Dschowo Rinpotsche, umgeben von einem weiten Ring. Dieser innere Stadtring heißt Barkor und galt als innerer Pilgerring, war aber so etwas wie die Geschäftsstraße der Stadt.

In mein Tagebuch notierte ich: »Der Barkor hat seine große Zeit zu Neujahr. Hier beginnen und enden alle religiösen Zeremonien und Prozessionen: Am Abend, besonders an Feiertagen, pilgern die Frommen scharenweise über den Barkor, murmeln Gebete, und viele Gläubige messen die Strecke mit dem Hinwerfen ihres Körpers aus. Aber der innere Ring hat auch ein weniger frommes Gesicht, denn hübsche Frauen zeigen dort ihre bunten Trachten, ihren Türkis- und Korallenschmuck, flirten mit den jungen Adelligen, und auch die leichten Schönen finden dort, was sie suchen. Das Zentrum von geschäft-



lichem Leben, von Geselligkeit und Tratsch – das ist der Barkor.«

Im Englischen gibt es das schöne Wort »sophisticated«, was soviel heißt wie weltklug, anspruchsvoll und kultiviert, aber auch ein bißchen hochnäsig. Genau so fühlten sich die Einwohner Lhasas, und so wurden sie auch von den Menschen in den anderen Landesteilen empfunden. Es hatte natürlich mit dem Flair der Hauptstadt zu tun, mit der Nähe zu den Bildungsstätten, den großen Klöstern, mit dem ständigen Strom von Pilgern und Händlern aus ganz

Tibet und dem Umstand, daß Lhasa ein Zentrum des Wohlstands war und enge Verbindungen zu den Nachbarstaaten pflegte.

Lhasa war nicht so isoliert, wie man es sich manchmal vorstellt. Es gab dort Zeitungen zu kaufen, die über Indien kamen, wenn auch mit wochenlanger Verspätung, und sogar einige Abonnements der amerikanischen Zeitschrift *Life* waren registriert. »Sophisticated« in Tibet, das hieß Lhasa. »Sophisticated«, das bezog sich auch auf die Sprache, was Peter Aufschnaiter und mir am Anfang unseres Aufenthalts deutlich wurde. Wir hatten während der langen Monate unserer Flucht einigermaßen tibetisch gelernt und konnten uns gut verständigen – dachten wir jedenfalls. Tatsächlich: Verstanden wurden wir schon, aber wie ... Man muß sich das so vorstellen: Da kommt ein Bergbauer aus dem tiefsten Alpental ganz plötzlich nach Hannover, der Hochburg des Hochdeutschen. So ist es uns in Lhasa ergangen, wo man lupenreines Hochtibetisch spricht. Es dauerte einige Zeit, bis wir bemerkten, daß unsere Gesprächspartner in ihrem sprichwörtlichen tibetischen Humor einige unserer Redewendungen, die wir den Nomaden und Karawanentreibern abgelauscht hatten, wiederholten und sich darüber lustig machten.

Was die tibetische Sprache so kompliziert macht, ist das Nebeneinander mehrerer Sprachniveaus, die sich erheblich voneinander unterscheiden. Lhasa war der Ort, an dem das ausgefeilteste Tibetisch gesprochen wurde. Das Wort »Kopf« zum Beispiel heißt im gewöhnlichen Tibetisch Go, im Hochtibetischen U, um nur ein Beispiel zu nennen.

Tatsächlich gab es sogar vier Formen des Ausdrucks, je nachdem, mit wem man sprach. Wenn man etwa sagen wollte, daß der Dalai Lama oder ein hoher Rinpotsche etwas gegessen oder getan hatte, gab es dafür eine eigene Vokabel. Und dann gab es einen Ausdruck, den man gegenüber dem unmittelbaren Vorgesetzten verwendete. Schließlich existierte ein Wort für den Gleichgestellten und eines für den Untergeordneten. Aus Höflichkeit verwendete man dem Untergeordneten oder dem Diener gegenüber jedoch trotzdem häufig die niedrigere Höflichkeitsform. Jedenfalls in Lhasa. Für sich selbst gebrauchte man stets die niedrigste Form.

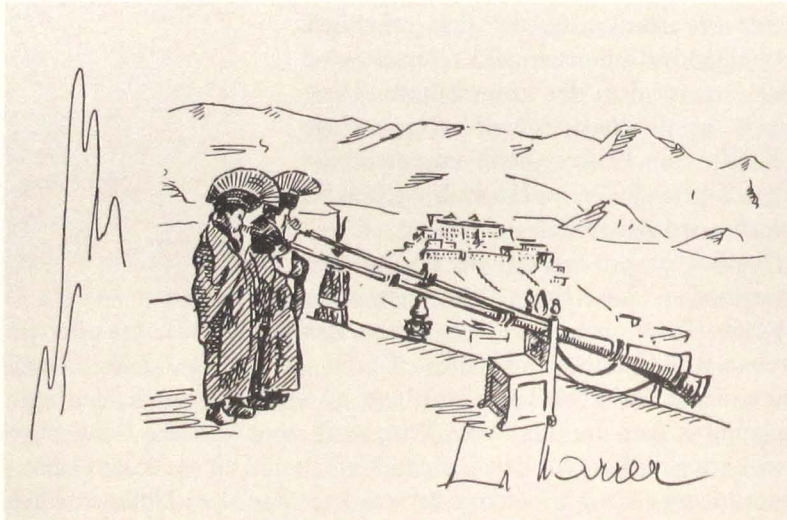
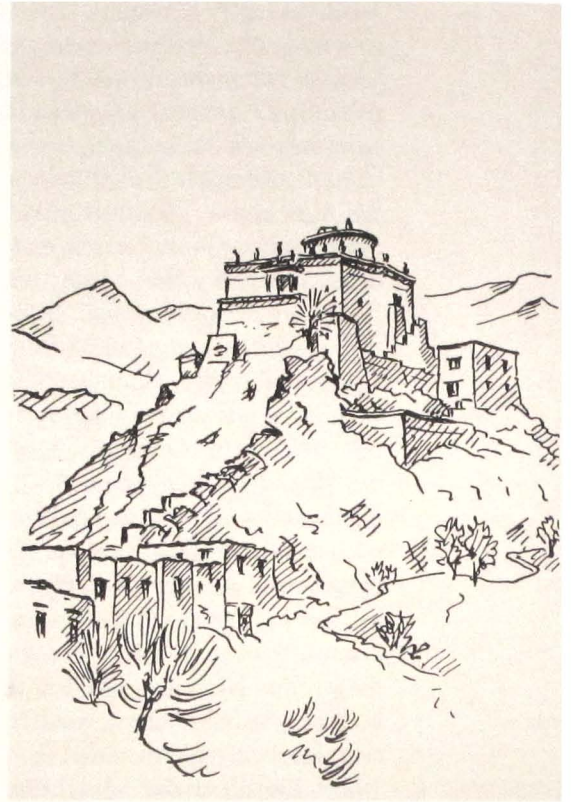
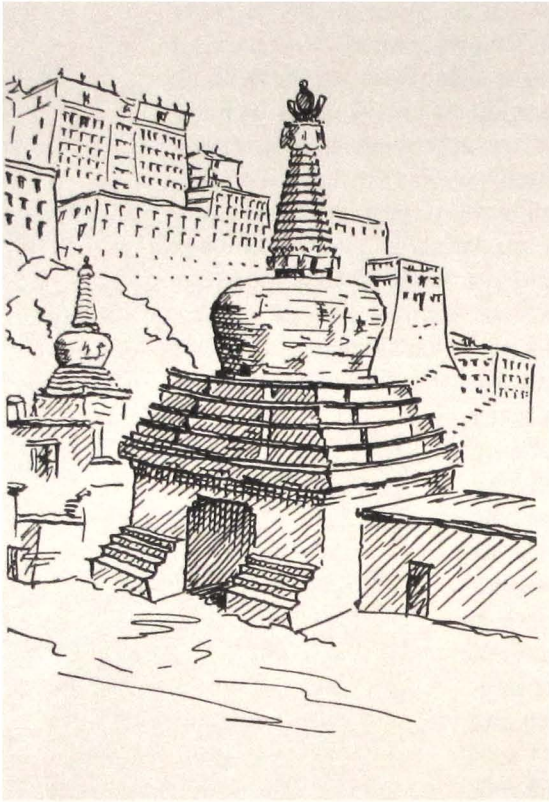


#### DER DREISSIGSTE BREITENGRAD

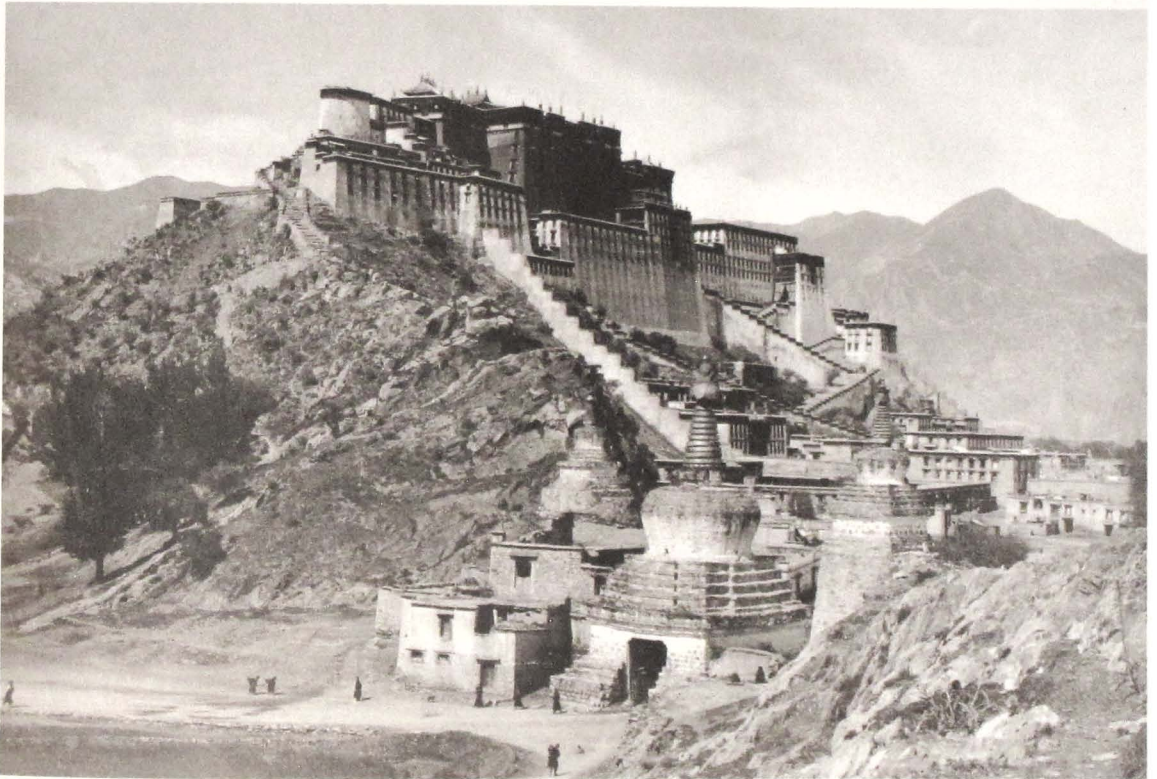
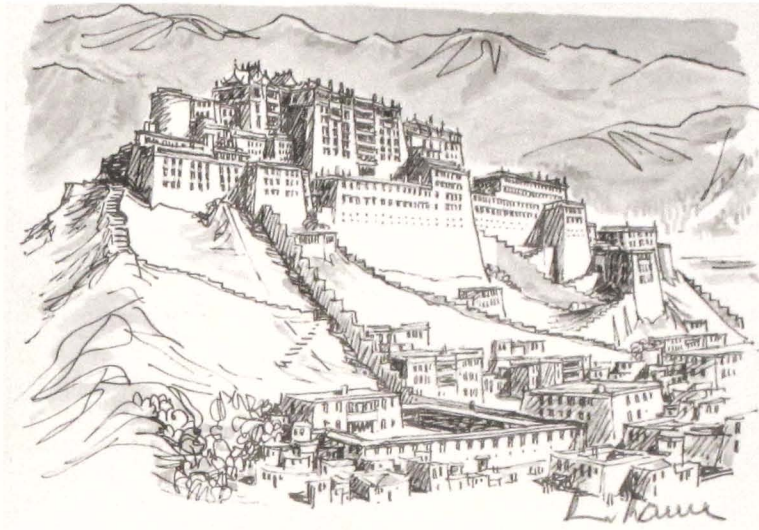
Viele Europäer assoziieren mit Lhasa Kälte und Schnee. Was für ein Irrtum! Ein Blick auf die Weltkarte genügt: Die Hauptstadt Tibets liegt auf dem Breitengrad Kairos, Teneriffas oder New Orleans'. Und Schnee – wie froh war ich doch, wenn einmal welcher gefallen war. Aber am nächsten Morgen war es mit der weißen Pracht leider meistens wieder vorbei.







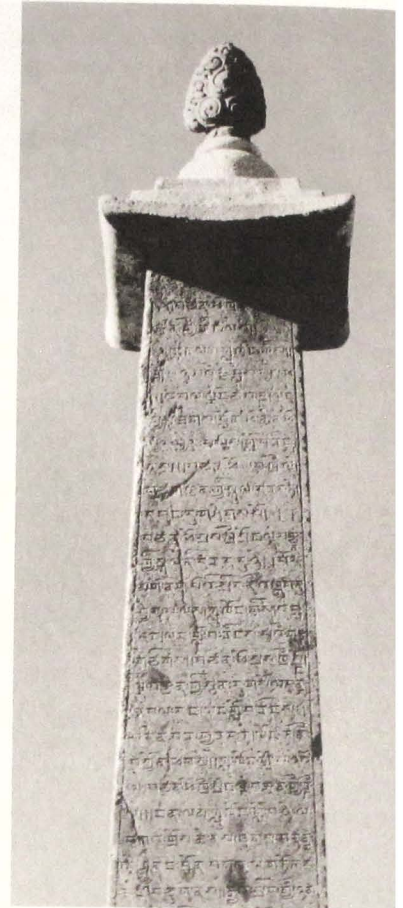
Die Wahrzeichen der Stadt inspirierten mich zu kleinen Skizzen. Erst nach zwei Jahren Aufenthalt in Lhasa bekam ich die Leica und verlegte mich dann ganz auf die Fotografie.



Die »heilige Stadt« – Traum von Forschern, Geographen und Religionswissenschaftlern. Das westliche Stadttor zwischen

Potala und Tschagpori (in der Mitte des unteren Bildes) war die einzige Lücke in der Felsmauer zwischen den beiden Gipfeln.





Der Doring – eine sieben Meter hohe Stele, in die im neunten Jahrhundert die Bedingungen eingemeißelt wurden, die die Tibeter nach einem militärischen Sieg über die Chinesen aufgestellt hatten. Darin hatten sich die Chinesen unter anderem verpflichtet, fünfzigtausend Ballen Seide nach Lhasa zu schicken. Von den drei Stufen am Fuße des Obeliskens wurden die beiden unteren von Eisenbändern zusammengehalten.





*Oben:* der »Blaue Buddha« am Lingkor, umgeben von anderen Göttern des tibetischen Pantheon.

*Unten:* Über eine Strecke von acht Kilometern führte der Pilgerpfad, Lingkor, um die ganze Stadt herum. Dieser Weg war das Ziel zahlloser Mönche und Laien, denn es galt als sehr fromm,

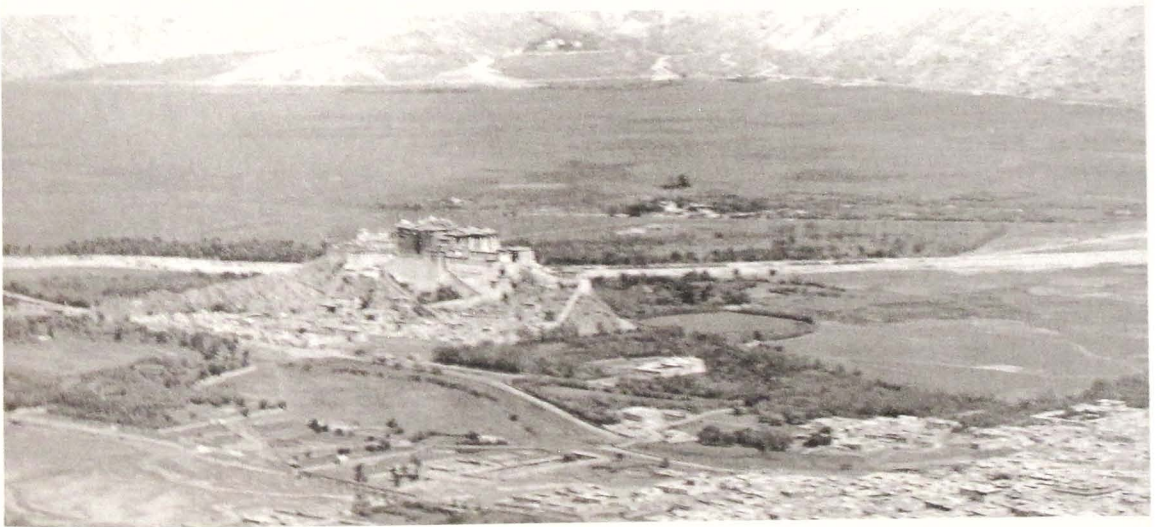
ihn zu beschreiten. Viele Pilger maßen die ganze Strecke mit ihrer Körperlänge aus – oder sogar, wie hier, mit der Körperbreite, das Gesicht immer dem Großen Tempel im Inneren der Stadt zugewandt. Als Schutz tragen sie eigens dafür gefertigte Schürzen und Handschuhe.





*Oben:* Blick vom Dach des Potala auf die Stadt. Gleich hinter den Häusern die Haine im Kyitschutal, Schauplatz sommerlicher Picknicks.

*Unten:* städtisches Leben. Mönche, Laien und Pilger drängten sich, um die Prozession mit der Sänfte des Dalai Lama so nah wie möglich zu verfolgen und ihren Segen zu bekommen. Es war erstaunlich, daß bei diesem Durcheinander doch wie von unsichtbarer Hand immer ein Weg für die Prozession gebahnt wurde.



*Oben:* der Barkor. Hier verkauften die Leute ihre Waren: hinter jeder Tür ein Laden, davor Stände. Oder aber man breitete seine Angebote einfach auf dem Boden aus.

*Unten:* Lhasa von der Opferstätte des Pungpari aus gesehen. Vorn der Kyitschu.





*Oben:* Coocoola, Prinzessin von Sikkim, mit ihren Kindern Dschigme und Chemmie. Westliches Make-up und modische Accessoires waren den jungen Damen keineswegs fremd. Prinzessin Coocoola war in Lhasa mit dem Nachfahren einer früheren Dalai Lama-Familie, Yabshi Pheunkhang, verheiratet.

*Unten links:* ganz international und trotzdem typisch tibet-

tisch. Westliche Hüte waren »in«, wurden aber nur bei Privatbesuchen getragen.

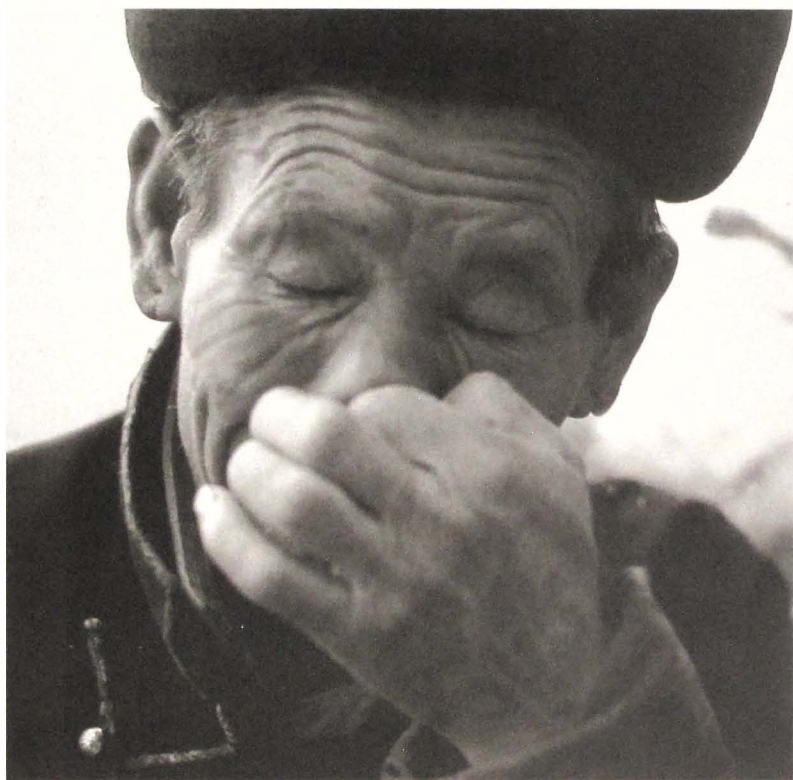
*Unten rechts:* Tess-la, eine Tochter des berühmten Tsarong, der mit drei Schwestern verheiratet war und von dem in diesem Buch noch häufig die Rede sein wird, hatte die Schule in Kalimpong besucht. Hier fotografierte ich sie am Ufer des Kyitschu.



*Oben:* Berufsbettler. Sie gehörten wie Schmiede oder Gerber einem eigenen Stand an und wurden als »unrein« betrachtet. Sie sorgten dafür, daß die Stadt von Tierkadavern frei blieb und brachten auch die Körper verstorbener Bettler zu den Leichenzerstücklern. Wie auf dem Foto zu sehen, kamen sie einmal im Jahr vor die Häuser, um ihren »Lohn« in Empfang zu nehmen. Entsprach seine Höhe nicht ihren Vorstellungen, stimmten sie aggressive, obszöne Gesänge an.

*Unten:* Im Besitz des Dalai Lama befanden sich zahlreiche Pferde, das Protokoll verlangte jedoch, daß Seine Heiligkeit in einer Sänfte getragen wurde. An den drei größten Prozessionen – im Frühjahr vom Potala zum Norbulingka, im Herbst vom Norbulingka zum Potala, während des Neujahrsfests im Zentrum von Lhasa – nahm die Bevölkerung stets großen Anteil.





*Oben:* die vornehme Gesellschaft beim »Tscha ngarmo«, dem süßen Tee, der sich in Lhasa großer Beliebtheit erfreute. Rauchen war verboten und nur privat möglich.

*Unten:* Der Genuß von Schnupftabak war hingegen sogar Mönchen gestattet.





*Oben:* Vor dem westlichen Stadttor bildete sich nach dem Monsun ein großer See. Im Winter war er stets zugefroren – sehr zur Freude der Kinder, die dort nach Herzenslust schlittern konnten.

*Unten:* Tibet verfügte über reiche Goldschätze, die den sakralen Räumen ihr prachtvolles Aussehen verliehen. Man fand das edle Metall nach der Regenzeit in den Flußbetten. Um die Erdgeister nicht zu stören, wurde jedoch nie nach Gold geschürft.

# WOHNEN UND ARBEITEN



Zu meiner Zeit hatte Lhasa an die fünfundzwanzigtausend Einwohner bei einer Gesamtbevölkerung des Landes von geschätzten sechs bis sieben Millionen.

Die Häuser der Adelligen und Kaufleute im Stadtzentrum waren fast alle zwei- oder dreistöckig und verfügten, wie alle Gebäude, über Flachdächer. Diese wurden für viele feierliche, zeremonielle Anlässe gebraucht. Dort oben gab es spezielle Weihrauchöfen, die täglich für religiöse Zwecke angezündet wurden. Manche waren mannshoch. Ansonsten boten die flachen Dächer natürlich einen wunderbaren Ausblick, und in Lhasa gab es kein öffentliches Ereignis, das von dort nicht beobachtet wurde.

Auf den Dächern waren auch verschiedene Schutzzeichen angebracht, zum Beispiel Geisterfallen in Form von Fadenkreuzen, in deren Netzen sich die bösen Dämonen fangen sollten. Anfertigen durfte diese Fadenkreuze nur der lokale Lama, weil er der einzige war, der genau darüber Bescheid wußte, wie sie im Einzelfall beschaffen sein sollten. Auf die Farbzusammenstellung kam es an, auf die Anzahl der Windungen und die Muster – entsprechend boten sie Schutz vor Gewitter, Krankheiten oder anderem Unheil.

Die Häuser in der City waren aus Granitsteinen errichtet worden, die nur mit Lehm zusammengefügt wurden. Daß man keinen Zement oder Eisen für den Häuserbau verwendete, führte zu einer gewissen Elastizität, der es wohl auch zu verdanken war, daß die Gebäude den zahlreichen tektonischen Erdbeben standhielten, von denen Tibet regelmäßig heimgesucht wurde.

Die Häuser der weniger begüterten Bevölkerungskreise in den Dörfern waren in der Regel nicht aus Stein, sondern aus Lehm. Für die Errichtung der Fassaden stellte man Brettverschalungen auf und füllte sie mit Lehm, der dann mit Händen, Füßen und hölzernen Stößeln festgestampft wurde. In dem ariden Klima Zentraltibets trocknete der Lehm schnell. Sodann wurden die Verschalungen weggenommen, und fertig waren die Außenmauern.

Im Osten Lhasas, außerhalb der Stadtmauern, lebten die Angehörigen derjenigen Berufsgruppen, die aus der Gesellschaft ausgegliedert waren, Schlachter, Schmiede und Leichenzerstückler.

Ihre Behausungen bestanden neben Lehm aus Hörnern und Knochen geschlachteter Yaks.

Die schönsten Häuser standen im Süden der Stadt, etwas außerhalb, zwischen dem Lingkor und dem Fluß Kyitschu. Hier lebten die reichen Adligen inmitten prachtvoller Gärten.

Um das Herrschaftshaus herum befanden sich noch weitere, niedrigere Bauten, die Stallungen und ein großer Hof, auf dem die Karawanen ankamen. Das Ganze war umgeben von einer Mauer, die im Frühjahr auch Schutz gegen die Sandstürme bot.

In den Nebengebäuden lebten die Angestellten, im Haupthaus die Familie. Der wichtigste Raum war der Tschökhang, eine Art Kapelle, mit einem Altar des Hausgottes. Vor diesem Heiligtum standen sieben silberne Schalen, die jeden Morgen frisch mit Wasser gefüllt wurden. Es gab dort auch wunderschöne Krüge, aus denen das Wasser abgefüllt wurde.

Der ganze Tschökhang roch nach der Butter aus zahlreichen Butterlampen, die dort in allen Größen standen. In den Tempeln waren sie bis zu einem Meter hoch. Sie mußten immer randvoll sein.

In diesem heiligen Raum befanden sich zumeist auch zahlreiche Bücher, mit über dreihundert beschriebenen oder bedruckten Blättern, die von kunstvoll geschnittenen Brettern zusammengehalten und der Länge nach ins Regal geschoben wurden. Auf dem Kopf des Brettes konnte man lesen, um welchen Titel es sich handelte. Vor Staub und Schmutz geschützt wurden die Bücher durch ein Brokattuch. Je nach Größe und Papierqualität konnte ein einziger Band zehn und auch zwanzig Kilo wiegen.

Besonderen Gästen bot man dieses Familienheiligtum zum Übernachten an. Man schlief auf mit Gras oder Schafwolle gefüllten Polsterkissen. Noch kostbarer waren die mit Wildhaaren, sogenannten Röhrenhaaren, gefüllten. Bis zu einem halben Meter hoch konnten sie sein, dabei aber federleicht.



#### DAS FEUER

In den Städten waren neben dem Herd Haufen aus getrocknetem Yakmist aufgestapelt, denn Holz war Mangelware, und die Fladen gaben gutes Brennmaterial ab. In der sauerstoffarmen Luft war das Feuermachen schwierig, und in der Küche fehlte nie ein Blasebalg. Für Nomaden und Karawanen war es eine langwierige Prozedur und setzte höchste Kunstfertigkeit voraus. Um einen kleinen Hügel aus Pferdeäpfeln schichtete man rundum die getrockneten Yakfladen wie eine Burg auf und entfachte das ganze mit einem Zunder aus Holundermark.





Alle Sitz- und Schlafgelegenheiten waren mit farbigen Teppichen belegt. Die Gepflogenheit, Teppiche als Fußbodenbelag zu verwenden, kam erst in der neuen Zeit auf.

Von sakraler Bedeutung war auch in Klöstern der Gönkhang, der von westlichen Beobachtern auch als »Horror-kammer« bezeichnet wurde. Hier befanden sich die Masken und Statuen furchterregender Schutzgötter.

Solche Gönkhänge zu betreten war dem Laien aber so gut wie unmöglich, wenn man nicht über gute Beziehungen zum Pförtner verfügte.

Im Hause spielte sich das Leben im Wohnzimmer ab, das dem Haushaltsvorstand und seiner Frau zugleich als Schlafgemach diente. Tagsüber saß man auf Polstern, die nachts als Bett dienten. Die Höhe dieser Polster und ihre Qualität spiegelten zugleich den Klassenstand wider: Das höchste Kissen in der Mitte des Raumes gebührte selbstverständlich dem Familienoberhaupt. Sollte ein Rinpotsche, ein hoher Lama, vor allem wenn er ein Sohn oder Verwandter des Hauses war, zu Gast sein, saß er immer höher als zum Beispiel seine eigenen Eltern.

Nachts dienten zum Zudecken gewebte Schafwoldecken, die guten Schutz gegen die Kälte boten. Eine Heizung kannte man nicht. Wenn jemand allzusehr fro, versorgte man das Zimmer notdürftig mit etwas Wärme aus kleinen Metallkesseln, die aus dem Küchenherd mit heißer Asche gefüllt wurden.

Welche Familienmitglieder ein Zimmer zum Schlafen teilten, hing natürlich von der Größe des Anwesens ab. Die Kinder blieben in der Regel bis zum vierten Lebensjahr bei den Müttern oder schliefen bei den Dienern oder Kindermädchen. Die Generation der Großeltern, die sich schon aus dem werktätigen Leben zurückgezogen hatte, verfügte meistens über einen eigenen Raum.

Die ganz reichen Kaufmanns- und adeligen Familien hatten manchmal sogar zwei Küchen, von denen dann eine ausschließlich zur Zubereitung von Butterttee benutzt wurde.



#### DIE ISLAMISCHE GEMEINDE IN LHASA



Als Inhaber von Geschäften fielen immer wieder Männer auf, die sich durch ihre Kleidung von den Tibetern unterschieden. Sie trugen eine Kopfbedeckung aus weißem Stoff und dicke Gürtel um den Bauch. Es handelte sich um Angehörige der moslemischen Gemeinde, die mit über eintausend Mitgliedern einen erheblichen Anteil der Händler bildeten und über drei Moscheen und einen Friedhof verfügten.

Die Moslems kamen überwiegend aus Kaschmir, einige aus Indien und manche auch aus China.



Im Zentrum stand der offene Herd, ein Koloß aus Lehm, der vorne mit zwei Löchern versehen war, aus denen mitunter die Flammen herausschlugen, und in der Decke waren ein oder zwei Schlitze, die als Rauchabzug dienten.

In Lhasa gab es so ziemlich alles zu kaufen. Bei den meisten Geschäften handelte es sich um »Tante-Emma-Läden«, aber es gab auch Spezialgeschäfte, wie etwa für indische Stoffe. An bestimmten Tagen wurde Yak- und Schaffleisch angeboten. Im vierten Monat des tibetischen Jahres (Geburts- und Todestag Buddhas) war der Handel mit Fleisch untersagt.

Bei der unermeßlichen Größe des Landes gab es praktisch alles zum Leben. Man tauschte das, was es in einer Region im Überfluß gab, gegen das, was dort Mangelware war. Auf dieser Autarkie basierte der relative Wohlstand Tibets.

Es gab ja Gegenden mit dichtem Dschungel, wo Bananen wuchsen und Reis angebaut werden konnte. Bei den so unterschiedlichen klimatischen Verhältnissen zwischen Nord und Süd konnten Bewohner einer Region ihre Erzeugnisse gegen das tauschen, was in einer anderen die Natur produzierte.

Dreh- und Angelpunkt dieser mit wochen- und monatelangen Reisen verbundenen Transaktionen war die Hauptstadt mit ihrem ungeheuren Bedarf – wenn man allein an die Mengen Butter denkt, die für Tee und Altarlampen gebraucht wurden.

Aus dem Ausland mitgebracht wurden eigentlich nur Luxusgüter. Es gab Gemischtwarenläden mit amerikanischem Cornedbeef, zartesten Biscuits und erstklassigem Whisky aus Schottland. Oder auch kostbare Seiden- und Brokatstoffe. Da gab es Kosmetik, Lippenstifte und Make-up zu kaufen, wovon die ele-



WARUM SELBERMACHEN,  
WENN MAN KAUFEN KANN?

Streichhölzer und Keks – gewiß, zur Not kommt man auch ohne sie aus, aber warum aus dem Ausland importieren, wenn man sie auch selbst herstellen kann? Ich habe das nie so richtig begriffen. In der Provinz Shigatse wuchs auf dreieinhalbtausend Meter Höhe wunderbarer Weizen, aus dem man gut hätte Kekse backen können, und auch dichte Wälder gab es, die so großflächig waren, daß man Tage brauchte, um sie mit dem Pferd zu durchreiten. Mit diesem Holz hätte man nicht nur den Streichholzbedarf des ganzen Landes decken, sondern auch noch für den Export produzieren können. Immer wieder habe ich die Tibeter nach dem Grund dafür gefragt, doch die Minister antworteten mir stets, ich hätte ja recht, aber: »Solange wir es uns leisten können, diese Dinge von anderen zu kaufen ...«, sie waren so völlig zufrieden.





## WOHLSTAND SCHADET NICHT

Materieller Wohlstand war in Tibet hoch angesehen, und auf den ersten Blick mag dies verwundern, doch es hat auch einen Grund, der in der Religion zu suchen ist, und zwar gleich in zweierlei Hinsicht: Einmal gilt die gegenwärtige irdische Existenz als Wirkung vorheriger Leben, das heißt: Wer heute gut dasteht, muß sich in seiner vorhergehenden Inkarnation viele Verdienste erworben haben. Und auf die Zukunft bezogen: Der heute Reiche kann sich in diesem Leben durch Spenden etwa an Klöster, oder indem er Mönche damit beauftragt, für ihn Gebetsformeln zu rezitieren, wiederum verdient machen. So brachten es auch solche Handwerker, deren Tätigkeiten an sich nicht hoch bewertet wurden, zu einigem Sozialprestige, wenn sie sehr fleißig waren und mit ihrer Hände Arbeit Reichtum anhäuften. Dann wiederum konnten sie sich so viele Verdienste erwerben, daß sie sogar in den Adelsstand erhoben wurden.



ganten Damen der Hauptstadt reichlich Gebrauch machten. Da ich den Namen Elizabeth Arden in meinem Buch *Sieben Jahre in Tibet* in diesem Zusammenhang erwähnte, bekam ich prompt einen Dankesbrief des Unternehmens.

Neben Mönchen, Adeligen und Händlern gab es in Lhasa auch sehr viele Handwerker, die zum Teil in hohem gesellschaftlichen Ansehen standen, weil zwischen ihnen und den Künstlern keine eindeutige Scheidelinie gezogen wurde. Beide Berufsgruppen galten gleichermaßen als Besitzer einer Handfertigkeit, und im Gegensatz zum Beamtenstatus war dies eine Qualifikation, die einem nicht streitig gemacht werden konnte.

Dennoch gab es eine Werteskala, nach der verschiedene Handwerkssparten mehr oder weniger hoch geschätzt wurden. Einfach ausgedrückt: Je mehr sich das ausgeübte Handwerk mit der Religion beschäftigte, desto höheres Ansehen genossen die ausübenden Personen. Dies waren Maler, Bildhauer oder Männer, die religiöse Texte abschrieben. In diesen Berufen verlangte man nicht nur hohe Handfertigkeiten, sondern darüber hinaus auch eine moralische Verpflichtung, die vorgegebenen Texte genau einzuhalten. Die Thangkamaler, übrigens »Lha-ri-pa«, »Gottmaler«, genannt, mußten allein in der Ikonographie über tausend Gottheiten Bescheid wissen.

Etwas weniger Sozialprestige genossen Handwerker, deren Erzeugnisse profaner Natur waren. Dazu zählten Schreiner, Schneider, Weber oder Maurer. Wie bereits erwähnt, gab es auch Berufsgruppen, die gesellschaftlich schlecht angesehen waren, wie Schlächter, Schmiede und Leichenzerstückler.





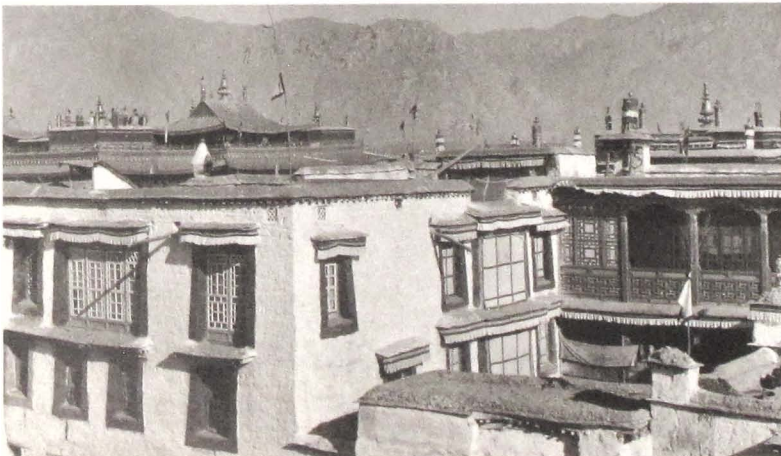
Diese Form des »Standesdenkens« erklärt sich aus der Religion. Da das Töten eines Lebewesens – jedes Lebewesens – zu den größten Sünden zählte, die ein tibetischer Buddhist begehen kann, fällt es nicht schwer nachzuvollziehen, daß Fischer und Schlachter schlecht angesehen waren. Aber Töpfer, Gerber, Schuster oder Eisenschmiede? Auch diese Tätigkeiten hatten nach herrschender Auffassung mit dem Töten zu tun, wenn auch nicht direkt. Man ging aber zum Beispiel davon aus, daß dem Pferd beim Beschlagen weh getan wurde, und dergleichen verträgt sich nicht mit der Forderung nach »liebvoller Hinwendung«, wie sie jeder Kreatur gegenüber geübt werden sollte. Selbst Fährleute fielen in diese Kategorie, da die Boote, derer sie sich bedienten, aus Häuten hergestellt waren.

Es ist vielleicht noch interessant zu wissen, daß es in Tibet nicht nur Voll-, sondern auch Teilzeithandwerker gab. Händler, Bauern und Nomaden, sogar Mönche gingen nebenbei einem handwerklichen Beruf nach, für den sie im Gegensatz zu ihrer Berufung keine Steuern zahlen mußten.

In der Organisation der Arbeit unterschied sich Lhasa von allen anderen Landesteilen, sogar von den zwei großen Städten Schigatse und Gyantse in Zentraltibet sowie von der Stadt Tschamdo im Osten des Landes.

In Lhasa war jede Gruppe von Handwerkern bereits seit der Zeit des V. Dalai Lama im 17. Jahrhundert in zunftartigen Organisationen zusammengeschlossen. Dies verfolgte den Zweck, jedes Mitglied darauf zu verpflichten, pro Jahr einige Zeit für die Regierung zu arbeiten.

Der Innungsmeister trug einen langen Ohrring (aus Gold und Türkisen) und vertrat seine Zunft in der Nationalversammlung.



Dem großen zentralen Tempel von Lhasa waren auch einige Regierungsgebäude angegliedert. Hier tagte zum Beispiel der Ministerrat der Kaschag. Die Fensterscheiben waren klein gehalten. Andernfalls hätten sie den Transport von Indien nach Tibet kaum unbeschadet überstanden.



Der Innenhof der Familie Schokhang. Hier bestieg mein bester Freund Wangdu das mit Glücksschleifen behangene Pferd, um zur Front zu reiten.





*Oben:* In wohlhabenden, gebildeten Haushalten durften Bücher nicht fehlen. Im Basar konnte man sie kaufen. Rechts im Bild sind Gebetsfahnen zu sehen.

*Unten:* Beim Häuserbau faßten alle mit an. Hier wurde eine Außenmauer errichtet.

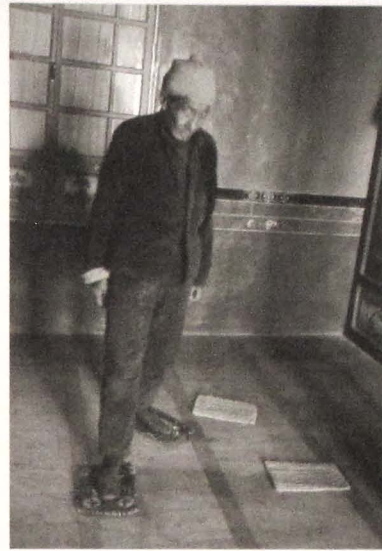
Die Mehrzahl der Häuser und Mauern im Hochland Tibets bestand aus Lehm. Mit Stößern wurde er zwischen Holzformen festgestampft.

Am Boden sieht man die typischen Tragekörbe des Landes – klug konstruiert, denn das Gewicht konzentriert sich nicht auf Schultern und Wirbelsäule, sondern oben im Nacken.





Die »besseren« Häuser waren im Karree um einen Innenhof herum gebaut. Hier trafen Karawanen von Lasttieren ein, und hier waren auch die Ställe für die Reittiere. Die Quaste am Hals des Pferdes zeigt, daß es auf einen hohen Beamten wartete. Sie bestand aus rot eingefärbten Yakschwanzhaaren, die ursprünglich weiß waren.



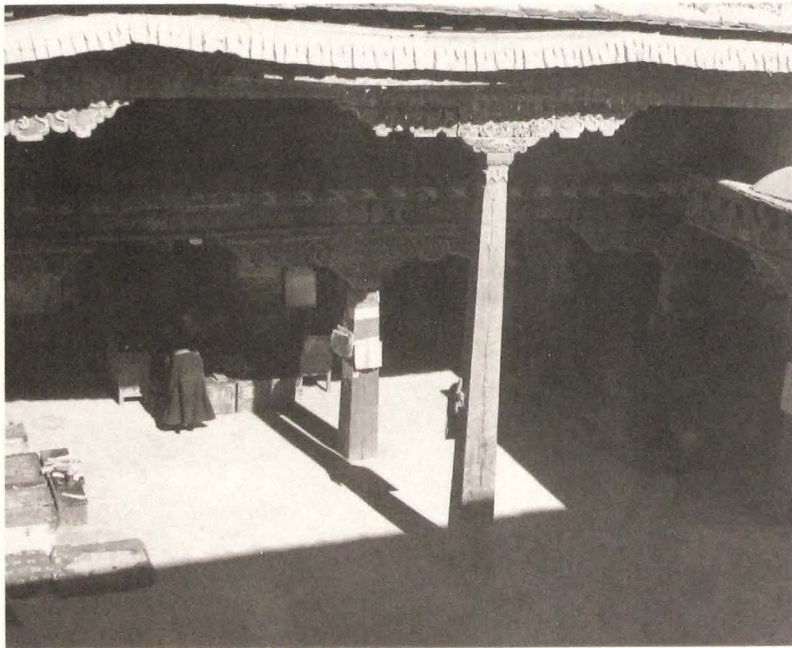
*Oben links:* Händewaschen – immer mit frischem Wasser. Dennoch: Mit der Hygiene war es in Tibet für unsere westlichen Begriffe nicht zum besten bestellt, obwohl es in einigen wenigen reichen Privathäusern durchaus bereits flache Kupferwannen gab, in denen die Herrschaften badeten.

Aber selbst das »Plumpsklo« galt noch als ganz großer Luxus, und es war keine Seltenheit, daß Menschen völlig ohne Scham mitten auf der Straße ihren großen und kleinen Geschäften nachgingen. Die Entsorgung? – besorgten die zahlreichen streunenden Hunde.

*Oben links:* Terrakottaböden gab es in wohlhabenden Privathäusern und in den reicheren Klöstern. Gebohrt wurde, wie hier im Vorzimmer des Dalai Lama im Potala, beim »Schlittschuhlaufen« auf gepolsterten Sohlen.

*Unten:* die Gattin des Kabinettsministers Kabschö in typischer Lhasa-Tracht vor dem Rohbau des neuen Familienhauses, das nach meinem Entwurf errichtet wurde. Bald bekam auch ich daneben eines gebaut. Neu war, daß ich längere Balken verwendete und so weniger Pfosten die Decke stützen mußten.





*Oben:* Die schönsten Häuser Lhasas lagen etwas außerhalb, mitten im Grünen. Hier das Anwesen Tsarongs, der mich viele Jahre beherbergte.

*Unten:* ein Bürozimmer. Die Decken aller Räume wurden von mehreren Säulen getragen. In Ämtern befestigte man daran Briefe und Dokumente, Aktenschränke waren nicht bekannt.





*Oben:* Die Gouverneure der Stadt Gyantse. Der Mönchsbeamte Wangtschukla, der jüngere Bruder des Ministers Surkhang, sitzt etwas erhöht, hat aber denselben Rang inne wie der weltliche Beamte rechts neben ihm. Wangtschukla war einer meiner engsten Freunde. Im Exil heiratete er eine Bhutanin, ihr Sohn ist heute ein bedeutender Rinpotsche im Karmapa Kloster Rumthek in Sikkim.

*Unten:* Mit vielen hohen Beamten war ich so gut befreundet, daß sie oft zu mir kamen und sich zu Hause fühlten wie dieser Beamte, der ein Schläfchen hält.



Qualitätskontrollen bei Fleisch kannte man nicht. Was nicht sofort abgesetzt wurde, wurde in Streifen geschnitten und getrocknet. In der ariden Luft konnte man es auch Monate später noch essen.

Der Preis berechnete sich nach dem Fettgehalt: je fetter, desto teurer. Das meistgeessene Fleisch stammte vom Yak, aber am beliebtesten war Schaffleisch. Geflügel gab es nicht. Auch Fische wurden nicht gefangen.





In Begleitung seines Dieners: Pangdatshang, der reichste Kaufmann Tibets, in den Adel vierten Ranges erhoben. Er stammte aus der im Osten liegenden Provinz Kham. Pangdatshang führte ein großes Haus in Lhasa und hatte seine Lager südlich der tibetischen Grenze im Ort Kalimpong. Dort wurden die vierzig Kilogramm schweren Wollballen stückweise untersucht, um betrügerische Mächenschaften aufzudecken. Dabei wurden mit einem Metallhaken aus dem Inneren der Ballen Proben entnommen und geprüft. Die Wolle war von mittlerer Qualität, besonders zum Teppichweben geeignet, und wurde zumeist in die Vereinigten Staaten exportiert. Tibet führte etwa hunderttausend Ballen Wolle pro Jahr aus.



Auf dem Markt von Lhasa gab es einige Muselmanen aus Kaschmir, die gewiefte Kautleute waren. Auch Nepali waren tüchtige Händler. Man konnte bei ihnen auch Filmrollen aus Katmandu oder Westbengalen bestellen, mußte sich allerdings in Geduld fassen: Die Lieferzeit betrug etwa ein Jahr. Dieser Nepali kaufte in den Dörfern den handgewebten tibetischen Wollstoff und bot ihn in Lhasa an. Die zwanzig bis dreißig Zentimeter breiten Stoffe nannte man nambu.



#### TIBETISCHE MASSEINHEITEN

Sermo khang – Größe des Daumennagels

Sor khang – eine Fingerbreite

Sor nyi – zwei Finger breit

Sor sum – drei Finger breit

Sor shi – vier Finger breit

Tshön = anderthalb Sor – diese Maßeinheit ist besonders in der tibetischen Medizin relevant. Mit ihrer Hilfe kann jede Körperstelle exakt bestimmt werden

Tsukhang – zwölf Sor, entspricht der Spanne zwischen ausgestrecktem Daumen und gespreiztem Zeigefinger (Spitze)

Khum tru khang – von der Faust bis zum Ellbogen

Gyam tru – vom ausgestreckten Finger bis zum Ellbogen

Thompa chekh – vom Brustkorb zur Fingerspitze bei ausgestrecktem Arm

500 Thompa – ein Tyamdra chig

10 Gyangdra – ein Pag tse (etwa zehn Kilometer)

danach:

ein halber Tag laufen, ein halber Tag reiten

ein Tag laufen, ein Tag reiten u.s.w.

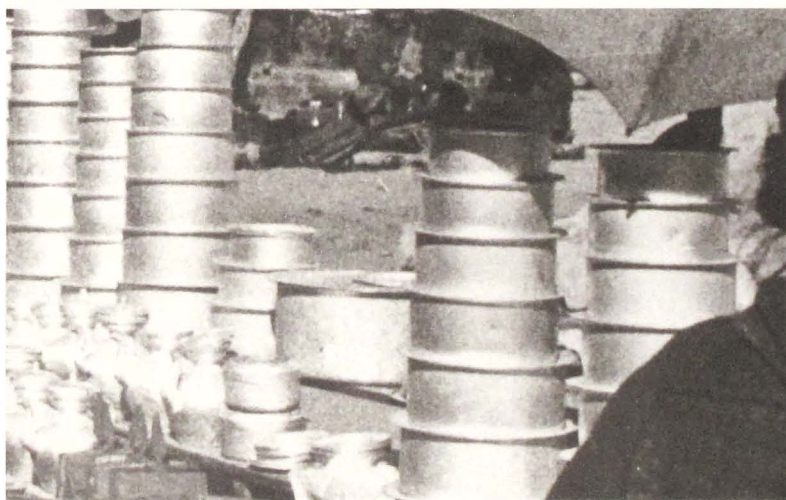






*Oben:* dieses kleine Mädchen trug die Vorräte und führte die erblindete Großmutter auf dem steinigen Weg über die Pässe.

*Unten:* Eine Karawane zieht durchs Land. Salz, Getreide, Waren aller Art kamen auf beschwerlichem Weg nach Lhasa.



*Oben:* ein Gemischtwarenladen.

*Unten:* Import aus Indien: stapelbare Aluminiumtöpfe, die beim Transport wenig Platz beanspruchten.



*Rechts:* das rege Treiben am Barkor erinnerte an einen Flohmarkt.



*Unten:* Ersatzteile aller Art.







Die Straßen Lhasas waren eng, und die Waren wurden einfach auf dem Erdboden ausgelegt.



Farben aus tibetischen Naturprodukten (Rinden, Pflanzen, Mineralien).





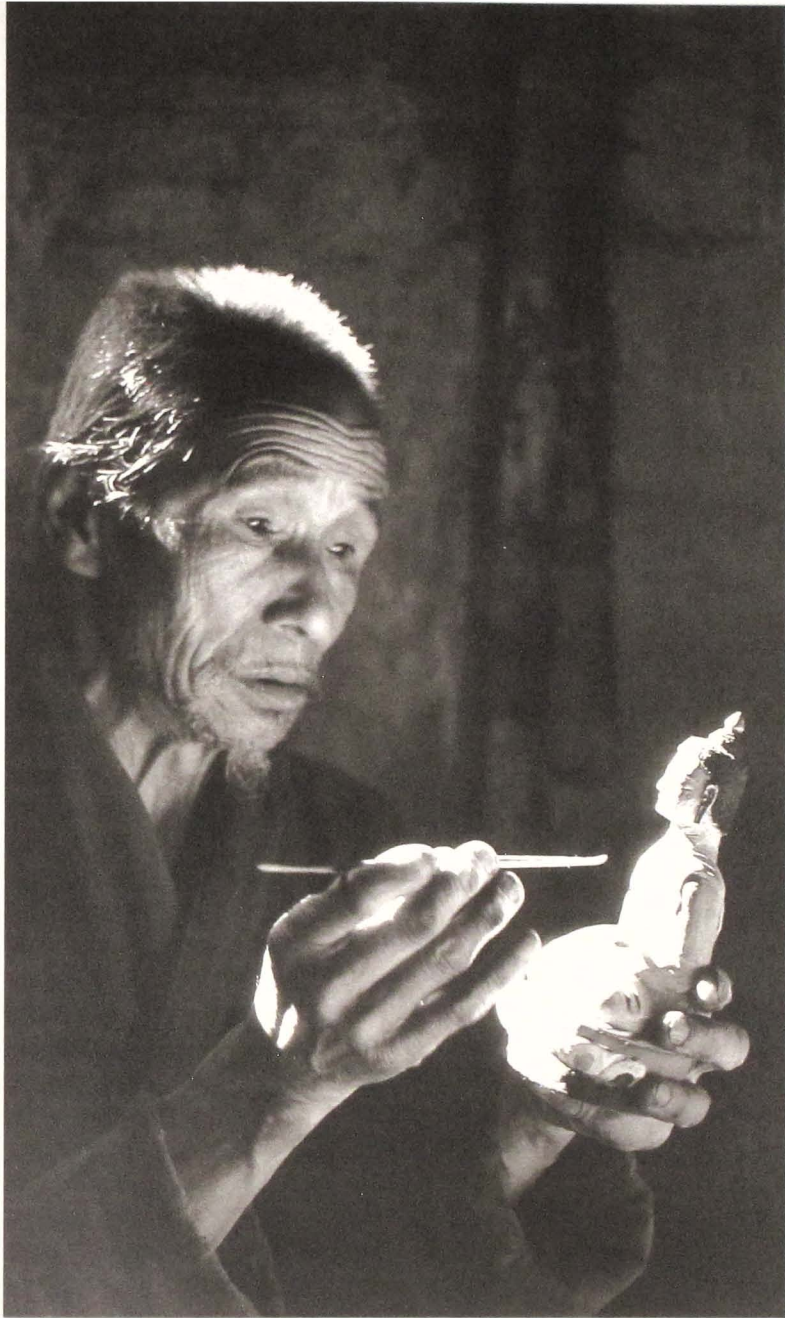






*Oben:* Papiererzeugung in den Städten wie hier am Ufer des Kyitschu in Lhasa war selten. Der Brei, aus dem das Papier gemacht wurde, bestand aus Stoffresten, Baumwolle und Seide.

*Unten:* Hier wird Papier aus zäher Seidelbastrinde hergestellt. Es war sehr widerstandsfähig und eignete sich sogar zur Weiterverarbeitung zu Schnüren.



Lha-ripa, »Götterzeichner«, nannte man alle Künstler, die sakrale Objekte herstellen. Das konnten Bronzegießer, Thangkamaler oder, wie hier, Künstler sein, die Figuren und Votivgaben aus Ton formten.





*Links:* Goldschmied – ein Meister seines Fachs. Er war Innungsmeister, wie an dem langen Ohrring zu erkennen ist. Das Blasen durch das Rohrchen brachte die Holzkohle zum Glühen. Die feinsten Ziselierarbeiten kamen aus dem Osten des Landes. Der Ort Derge ist auch heute noch Garantie für Qualität. Die Schwerter in reich verzierten Scheiden mit drei großen Korallen waren sehr begehrt.



*Rechts:* Metallarbeiten. Handwerker, die sakrale Gegenstände wie Bronzen oder Amulettkastchen herstellten, mußten sich streng an die Vorschriften halten. Proportionen von Gottheiten, Handstellung oder Insignien sind in Schriften genau festgehalten. Fertige Ornamente wurden mit Baumharz abgedeckt, damit sie nicht beschädigt wurden. Solche Handwerker wurden auch in wohlhabende Häuser eingeladen und wohnten dort monatelang.

*Rechte Seite:* Da das Boot, mit dem dieser Fahrmann übersetzte, aus Yakhaut bestand, also einem Produkt tierischer Herkunft, galten Angehörige dieses Berufs zu den weniger angesehenen Mitgliedern der Gesellschaft, ebenso Gerber, Schmiede und Schlächter. Um flußabwärts gelegene Ortschaften oder zum Beispiel das Kloster Samye zu besuchen, heuerte ich gern einen dieser kräftigen Männer an. Statt tagelang im Sattel zu sitzen, war es viel angenehmer, lesend oder tee-trinkend auf dem Schlafsack zu sitzen. Die Strömung des Flusses war jedenfalls schneller als das Pferd.





# TIBETISCHE TRACHTEN



Auch in Tibet hatten die verschiedenen Provinzen ihre eigenen Trachten. Selbst Nachbarregionen der zentralen Provinz Ü, in der die Hauptstadt Lhasa lag, im südlichen Kongpo oder im westlichen Tsang war der Kopfschmuck völlig anders. Charakteristisch und auffallend für die Bewohner Lhasas war die Farbenpracht ihrer Kleidung. Der reiche Adel trug neben der besten Wolle aus Tsang auch Mäntel aus Baumwolle, Seide und Brokat. Die Minister in goldgelbem Brokat waren stets von vier bis sechs rotbehuteten Dienern begleitet, und hohe kirchliche Würdenträger konnte man bereits aus der Ferne an ihren orangeroten Umhängen und bunten Pappmachéhüten erkennen.

Die Fassung der Mäntel, ob reich oder arm, Mann oder Frau, war sehr ähnlich. Die Seidenmäntel hatten überlange Ärmel, ursprünglich ein Zeichen dafür, daß man nicht mit den Händen arbeiten mußte, aber an bitterkalten Tagen war es zudem angenehm warm.

Aufschnaiter und ich trugen denselben Mantelschnitt, im Sommer Schafwolle, im Winter Lammfell und bei offiziellen Anlässen aus Seide. Der Mantel wurde in der Taille mit einer meterlangen Schärpe geschnürt. Dabei wurde ein Ende von mir festgehalten, und während ich mich zweimal um meine eigene Achse drehte, stand mein Diener Nyima, der zugleich Koch, Gärtner und Butler war, fest am Boden, um die Schärpe festzuzurren. In der weiten Tasche oberhalb des Gürtels verwahrte man seine Teeschale und meist eine weiße Glücksschleife (Kata), wenn man offizielle Besuche plante.

Die Nomaden hatten schwere, wuchtige Mäntel aus Schafspelz, und in der Tasche wurden Gerstenmehl, Reserveseil, Spielkarten und Teeschale aufbewahrt. Die Frauen trugen darin auch ihre Babys. Überflüssig zu erwähnen, daß die Pelzseite stets innen am Körper war, und eine oft wiederholte Frage der Tibeter, wenn sie



## ABERGLAUBE ODER WAHRHEIT?

Schmuck spielte eine ganz große Rolle, und man war überzeugt, ein Essen könne nicht richtig gut schmecken, wenn der Koch bei der Zubereitung der Speisen nicht wenigstens einen Ring trug.



Bilder aus Europa sahen, lautete: »Warum tragen Eure Frauen den Pelz außen?«

Schafwolle, Pelze und Lammfell gab es in großen Mengen, denn die Feudalherren, Klöster und die Regierung besaßen Herden von Zehntausenden von Schafen. Die rauhe Wolle aus dem nördlichen Nomadenland wurde zur Teppichproduktion ins Ausland verkauft.

In den Häusern der reichen Adelsfamilien in Lhasa wie Surkhang oder Tsarong konnte ich kostbaren, jahrhundertealten chinesischen Brokat sehen, aber auch in Klöstern wie Kundeling gab es einen Mantel mit vielen kleinen goldenen türkisbesetzten Amulettkästchen zu bewundern, der für den V. Dalai Lama geschneidert worden war. Solche Kostbarkeiten wurden kaum einmal getragen, vielleicht vom Rinpotsche, der Inkarnation des Klosters, bei besonderem Anlaß.

Was wäre die tibetische Kleidung ohne den kostbaren Schmuck, vor allem den Kopfputz gewesen.

Etwa 1929 hatte der XIII. Dalai Lama ein Dekret erlassen, das die Frauen der Oberschichten sehr hart traf. Aus Sorge um das Wohl seiner Untertanen und vermutlich auch wegen ihrer nachlassenden Spendenfreudigkeit für religiöse Institutionen, schränkte er den Neuerwerb – und in der Folge auch die Verkäuflichkeit – von Schmuck drastisch ein. Das Gesetz legte genau fest, welcher Kopfschmuck und welche Ohrringe von welchen Damen – je nach Rang ihrer Gatten – getragen werden durften.

Mindestens sechzehn Formen von Schmuck kannte man in Tibet. Alle bestanden aus Türkisen, Korallen, Perlen und Bernstein. Und es geschah immer wieder, daß manche Familien sich durch den Kauf ständig neuer Pretiosen in den Ruin trieben.

Als ich in Tibet lebte, stand unter den Männern gerade der europäische Filzhut ganz hoch im Kurs, und jeder Tibeter, der auf sich hielt, bemühte sich, ein solches Stück zu erwerben.



#### MODE IN LHASA

Obwohl das Land immer bemüht war, Ausländer fernzuhalten, sollte man nicht glauben, daß Lhasa von fremden Einflüssen gänzlich unberührt blieb. Die Launen der Mode waren den feinen Damen von Lhasa keineswegs fremd. Ich erinnere mich zum Beispiel noch gut, wie plötzlich aus den voluminös verpackten Frauen schlanke Tibeterinnen wurden: In den Schulen im indischen Darjeeling, welche die Töchter aus adeligen Häusern besuchten, lernten sie das Schlankheitsideal der Ausländerinnen kennen und führten es nach Lhasa ein.





Und auch die Frauen setzten gerne einen Hut auf, weil ein dunkler Teint dem Schönheitsideal nicht entsprach und der Hut ihnen Schutz vor den starken Strahlen der Sonne bot. Eine dunkelbraune Kräutersalbe (Tötscha) ins Gesicht geschmiert, hatte denselben Zweck.

Weshalb sich der Schmuck, den die Frauen trugen, im Gegensatz zur Kleidung von Region zu Region erheblich unterschied, erzählt eine Legende, die die Schwester des Surkhang-Ministers in ihrem Buch *House of the Turquoise Roof* (Das Haus mit dem Türkisendach) wiedergibt.

König Tridey Tsugden hatte zwei Frauen, eine Tibeterin und Chin Ding Kongchu, eine Tochter des Königs von China. Diese gebar dem König einen Stammhalter, während die tibetische Königin kinderlos blieb. Aus Eifersucht entführte sie den Säugling ihrer Rivalin und gab ihn als den eigenen Sohn aus. Darüber geriet die chinesische Königin so in Wut, daß sie den Verstand verlor. Voller Rachegeilust zog sie aus, Zwietracht unter den Frauen Tibets zu säen. Von Region zu Region ritt sie und zeigte sich jeweils mit anderem Schmuck und Kopfputz. Und so kam es, daß sich die Frauen nicht überall im Land gleich schmückten.



*Rechts:* ein typischer Schmuck aus Ihasa, Patruk genannt.

*Rechte Seite:* Billiger Modeschmuck kam aus Indien und wurde im Barkor neben Cremes und Weihrauchstäbchen unter verstellbaren Sonnendächern angeboten.







*Oben:* Schuhe hatten lange Schäfte und wurden unter dem Knie durch bunte Bänder festgehalten. Diese tibetischen Frauenstiefel waren mit Ornamenten und Pflanzenmustern reich verziert.

*Unten:* ein Nordtibeter im Basar von Lhasa. Auf nackter Haut trägt er einen Schaffellmantel.





Wohlhabende Kaufmannsfrauen wie diese trugen goldene Ohrhänge, die zusätzlich mit einem Faden befestigt waren, da ihr Gewicht sonst das Ohrläppchen verletzt hätte. Auf dem Foto ist ferner eine kostbare Kette aus Korallen und Halbedelsteinen mit einem Amulettkästchen zu bewundern. In der Mitte prangt ein Si, der teuerste Glückstein mit drei bis neun Augen.



*Oben:* Kopfschmuck und Ohrring des Ministers Tsarong im Original. (Foto: Stefan Zoltan, © by Heinrich-Harrer-Museum)

*Unten:* Vom vierten Rang an aufwärts durften Adelige das goldene Amulettkästchen im Haarknoten tragen. Dazu im linken Ohr ein langer Ohrring mit aus Persien stammenden himmelblauen Türkisen. Solchen Schmuck trugen auch Meister der verschiedenen Innungen.





Die Frau des jungen Tsarong, Jangtschenla, schützt ihren Teint gegen die starke Sonne mit einem Schal und »Kesang«, einer Art Sonnendach aus Brokat, mit Bambusstäbchen verstärkt. (Foto: Tsarong)





*Oben:* Die buntgestreifte Schürze, wie sie diese beiden Frauen tragen, war die typische Kleidung der erwachsenen Tibeterin. (Foto: Tsarong)

*Unten:* Diese Nomadin aus dem nördlichen Tschangtang trug ebensoviele Zöpfe, wie der tibetische Rosenkranz Perlen hat. Die Arbeit an dieser Frisur nahm Stunden in Anspruch.

Links neben ihr liegt ein typisches Rucksackgestell aus Peddigrohr. Charakteristisch ist, daß diese Kiepe das Gewicht besonders günstig und rückschonend verteilt.

Auch hier sehen wir wieder den »Lokpa«, einen Schafpelzmantel, der mit dem Fell auf der Haut getragen wurde. Auch im Winter war es in der Sonne so warm, daß beide Arme frei bleiben konnten.



*Oben:* Typisch für die Provinz Tsang ist dieser mit Perlen, Korallen und Türkisen besetzte Bogen. Hier sehen wir die Frau des Ministers Ragaschar.

*Unten:* die Tracht von Lhasa. Süßwasserperlen, große Korallen und Ohrgehänge aus Türkisen. Die Amulettkästchen waren mit Edelsteinen besetzt.





Frauen aus Südtibet. Die linke trägt am Gürtel einen langen Lederriemen zum Festbinden der Lasten auf den Tragetieren.



# FRAU UND FAMILIE



Rang- und Geschlechtsunterschiede werden deutlich, wenn man die Zeremonie des Segenspendens näher betrachtet. Minister, Botschafter und hohe Wiedergeburtensegner des Dalai Lama, indem er ihnen beide Hände aufs Haupt legte. Sämtliche Mönche, oft defilierten Tausende unter seinem hohen Thron vorbei, berührte er nur flüchtig mit der Hand. Für Pilger, Frauen und alle anderen gab es eine bunte Quaste, die an einem mit Edelsteinen geschmückten Stock baumelte. Damit mußte sich der segnende Lama nicht so weit vorbeugen, es war weniger anstrengend. Um die Rangfolge und das Gedränge zu regeln, war eine straffe Organisation notwendig. Sie oblag dem obersten Kämmerer (Drönyer Tschemo), der wiederum die baumlangen, peitschenschwingenden Leibwächter befehligte. (Da wir den Kämmerer des Dalai Lama kannten, durften Aufschneider und ich bereits wenige Wochen nach unserer Ankunft in Lhasa zur Neujahrssegnung in den Potala, wo er uns nach den ausländischen Vertretern einreichte. Hier schauten wir zum erstenmal in das lachende Gesicht des jungen Gottkönigs.)

Der jetzige XIV. Dalai Lama stellte das Segnen mit der Quaste übrigens völlig ein.

Alle wichtigen Entscheidungen wurden gemeinsam getroffen. Die Haushaltsführung lag in den Händen der Frau, und es war zu beobachten, daß sie sich mit der Dienerschaft gut verstand und daß die Unterhaltungen stets in der hohen Höflichkeitssprache stattfanden. Die Erwachsenen aßen zusammen an einem Tisch, der Hausherr hatte einen etwas höheren Sitz und saß am Kopfende. Das war Tradition, er war die Respektsperson.

Trotzdem war zu sehen, daß die Frau innerhalb des Hauses zu bestimmen hatte. Als äußeres Zeichen ihrer Befugnisse trug sie stets den Schlüsselbund an ihrem Gürtel. Ein beträchtliches Gewicht, denn Schloß und Schlüssel waren handgeschmiedet. Zur Schlüsselgewalt zählte auch, daß sie für die Vorratshaltung verantwortlich war. Sie organisierte Feste und Empfänge, gab Bestellungen für das oft Hunderte von Kilometern entfernte Landgut auf, die den Jahreszeiten gemäß getroffen werden mußten. Alles, was mit Wolle

und Stoffen, mit Spinnen und Weben der bunten Teppiche zu tun hatte, lag in ihrer Hand. Und wenn man die Bilder vom Basar betrachtet, kann man Frauen auch als Händlerinnen sehen. Überhaupt war jeder Tibeter, gleich welchen Geschlechts und welcher Gesellschaftsschicht, ein geborener Händler.



#### DORDSCHE PAGMO – DIE DONNERKEILSAU

Es gab auch zahlreiche kleine Nonnenklöster, denen eine Äbtissin vorstand. Mir ist allerdings nur eine einzige Vorsteherin eines Klosters bekannt, die auch eine Inkarnation, eine Wiedergeburt, war. Ihr Kloster Samding lag am Ufer des riesigen Yamdrok Yumtso. Da sie die Fähigkeit besaß, sich in ein weibliches Schwein zu verwandeln, hatte sie den für uns etwas ungewöhnlichen Namen Donnerkeilsau (Dordsche Pagmo). Sie war die einzige Frau, die der Dalai Lama durch Handauflegen segnete. Nach der Besetzung Tibets kollaborierte sie mit den Chinesen.



Wir sehen also, daß die Frau in der Familie und im Haus eine wichtige Rolle spielte. Völlig anders war die Situation im offiziellen Leben des Landes, wo Frauen in Verwaltung und Regierung undenkbar waren. Die Frage nach Gleichberechtigung kam gar nicht auf. »Der Vater ist der erste in der Familie, die Mutter ist ihre Grundlage« – ein Sprichwort, das die Rollenverteilung genau beschreibt.

Über die verschiedenen Eheformen in Tibet ist viel geschrieben worden, schon Marco Polo hielt sie für erwähnenswert. In der Tat, es gibt so viele mögliche Kombinationen, daß man kaum folgen kann, und trotzdem war die Einehe, »Monogamie«, die häufigste Art zu heiraten. Polyandrie (Vielmännerei) und Polygamie (Vielweiberei) als Ehegemeinschaft konnte man in der Regel nur bei den Adligen und reichen Kaufleuten beobachten. Da sie größere Güter und Ländereien besaßen, waren meist Erbschaftsgründe das Hauptmotiv. Man wollte die Aufsplitterung verhindern und war darauf bedacht, daß es nur einen Erben gab. Das war stets der älteste Sohn, egal, ob ihn bei der Vielmännerei der jüngste oder der

älteste der Brüder gezeugt hatte. Zwei Beispiele, wie ich sie erlebt habe, sollen das erläutern.

Namgang, Sohn eines Pfeilschnitzers, wurde Günstling des XIII. Dalai Lama. Für seine Verdienste verheiratete dieser ihn mit den drei Schwestern der angesehenen alten Familie Tsarong, in der es keinen männlichen Erben gab. Nachdem er mit allen Schwestern Kinder gezeugt hatte, behielt er nur die Älteste. Die jüngste, Rintschen Drölma, wurde mit Traring, einem Prinzen von Sikkim, verheiratet. Der jüngere Bruder Trarings heiratete etwas später die Tochter Rintschen


Drölmas, deren Vater Tsarong war. Zugegeben, es klingt sehr kompliziert. Aber eigentlich ist es einfach. Zwei Brüder heiraten, der ältere die Mutter und der jüngere die Tochter. Oder anders gesagt: Die Tochter hatte ihre eigene Mutter zugleich als Schwägerin.

Surkhang Dzasa war als weltlicher Außenminister Peter Aufschnaiters und mein Vorgesetzter, als wir für die Regierung in Lhasa arbeiteten. Einer seiner Söhne war General, und der ältere war einer der vier Kabinettsminister, der höchstmögliche Rang eines Laien. Surkhang Dzasa ließ sich scheiden, seine Frau wurde Nonne. Er aber verehelichte sich erneut. Zu dieser Zeit besuchte er mich häufig, um Weltnachrichten zu hören. Eines Tages kam er mit seinem Sohn Dschigme und seiner jungen Frau, die ein Baby im Arm hielt. Surkhang Dzasa hatte in dritter Ehe die Frau seines Sohnes mitgeheiratet. (Es war nicht ungewöhnlich, daß die Söhne einer vorherigen Ehe gemeinsam mit ihrem Vater Ehepartner der neuen Frau wurden.) Es war nebensächlich, wer von beiden der Vater war. Wichtig war, daß man damit eine weitere Erbschaftsteilung vermied.


Stadtgespräch war, daß sie die Tochter einer Gerberfamilie war. Das war eine Ausnahme, denn normalerweise heiratete der Adel nur unter sich.

Eheschließungen von Verwandten waren ebenfalls verpönt. Erst nach einem Intervall von sieben Generationen waren sie gestattet. Inzucht war eines von vielen Tabus, von denen wir noch sprechen werden.

Ehescheidungen waren möglich, wenn auch nicht erwünscht. Die Regierung oder besser gesagt: die Dalai Lamas haben sich nie der Erkenntnis verschlossen, daß es Schwächen in der menschlichen Natur gibt, und deshalb wurden Trennungen geduldet.



## HOCHZEIT



Eine nordtibetische Legende erzählt, wie es zu dem Brauch kam, daß der Braut ein weißer Schal über den Kopf gelegt wurde. In Damschung wurde eines Morgens die Braut aufs Pferd gesetzt, um zu ihrem Ehemann gebracht zu werden. Ihre Diener dachten, es würde schon nicht so schlimm sein, wenn sie auf den Schal verzichteten. Alle verließen den Hof und kamen etwas später am Haus des Bräutigams an. Als die Diener der Braut beim Abstieg vom Pferd helfen wollten, konnten sie ihre Anwesenheit zwar noch spüren, aber sehen konnten sie sie nicht mehr. Später stellte sich heraus, daß der Gott Nyentschen Thangla die junge Frau entführt hatte, die es auch ganz zufrieden war und gar nicht mehr zu den Sterblichen zurückkehren wollte. Seitdem tragen alle Bräute den weißen Schal, um zu verhindern, daß ein göttliches Wesen sie wegholt.





## ALTER



Ein neueres Problem asiatischer Staaten kannte Tibet nie: Überbevölkerung. Seit Jahrhunderten hatte sich die Zahl bei etwa sechs, sieben Millionen eingependelt. Das lag zum einen am Zölibat, in dem Hunderttausende von Männern im zeugungsfähigen Alter in Klöstern lebten, zum anderen aber auch an der geringen Lebenserwartung. Ich schätze, daß sie im Durchschnitt unter Einbeziehung der außerordentlich hohen Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit nicht sehr viel höher gelegen haben kann als bei dreißig Jahren, wahrscheinlich sogar darunter.

In der ganzen Beamten-schaft gab es nur vier Männer um die sechzig und einen Siebzijährigen. Altersversorgung oder »Ruhestand« waren kein Thema. Wenn sich tatsächlich einmal einer vorzeitig aus dem aktiven Leben zurückzog, steckte mit Sicherheit eine politische Intrige dahinter.



Einiges ähnliches trifft auch für uneheliche Schwangerschaften zu. Wurde ein junges Mädchen vor der Hochzeit schwanger, so versuchte die Mutter zumeist, ihre Tochter weiter fort zu einer vertrauenswürdigen Bekannten zu bringen, die dann vorgab, selbst ein Kind zu erwarten, meistens gegen einen kleinen Obolus. Dann kam das Mädchen wieder an ihren Heimatort zurück, als wäre nichts gewesen. Gerüchte mag es gegeben haben, aber alle waren taktvoll genug, darüber hinwegzusehen.

Von den Buben, die von den Eltern und Geschwistern getrennt im Kloster aufwuchsen, wurde bereits erzählt. Ganz anders Mädchen und Knaben, die im Kreise ihrer Familie aufwachsen konnten. Sie waren verwöhnt, verhätschelt, und nicht selten geschah es, daß ein Bub von vier Jahren plötzlich zur Mutter lief, um an ihrer Brust zu trinken.

Schulen in unserem Sinne gab es keine. Einige Privatlehrer nahmen gegen geringes Entgelt (meist Naturalien) Kinder von wohlhabenden Familien auf, um ihnen Lesen und Schreiben beizubringen. Das geschah auf rein freiwilliger Basis und ohne Regelmäßigkeit und Strenge.

Eine weitere Gelegenheit, um Bildung zu bekommen, war auf dem Lande, wo Besitzer großer Güter ihre künftigen Verwalter, Händler und Karawanenführer auf ihre späteren Aufgaben vorbereiten lassen wollten.

Die Ausbildung begann mit sieben oder acht Jahren, und es waren meistens mehr Buben als Mädchen, die in den Genuß kamen. Der Unterricht selbst war nicht nach Geschlechtern unterteilt und umfaßte lediglich Schreiben, Lesen und einfache Rechenaufgaben, die mit dem Abakus gelöst wurden.

Die Abc-Schützen schrieben auf einer Holztafel, über die pulveri-

sierte Kreide verteilt wurde und die mittels eines Fadens mit Linien versehen war. War die Tafel voll und der Lehrer zufrieden, wurde kurzerhand alles abgewischt und von vorn angefangen. Später schrieb man mit Tinte aus geröstetem Weizen auf Papier aus Seidelbastrinde mit einem schräg zugespitzten Bambusstäbchen.

Einige wenige, die es sich leisten konnten, schickten ihre Kinder nach Darjeeling oder Kalimpong. Es war ein weiter Weg. Wochenlang ritten die Kinder, von Dienern begleitet, über die Himalajapässe bis zur Schule nach Indien.

Abschließend noch die zwei Eliteschulen. Einmal die »Tse«-Schule (Potala), wo die zukünftigen Mönchsbeamten ihre Ausbildung bekamen, und die Schule für die Laienbeamten, »Tsikhang«.

In der letzteren waren nur Söhne aus den adeligen Familien, die im Privatunterricht bereits vorgebildet waren. Die wichtigsten Fächer in den beiden Eliteschulen waren Grammatik und eine schöne Handschrift, Rechnen und das Rezitieren von Gebeten. Während in der Laienschule ausschließlich junge Aristokraten waren, konnten in die Tse-Schule junge Mönche auch aus armen Familien kommen. Allerdings hatten sie in der Regel einen Mäzen, der die Kosten übernahm. Selbstverständlich kam in die Ausbildung für Mönchsbeamte auch eine Anzahl adeliger Söhne. Während die Laienschüler durch den Familienanschluß nur wenig mit ihren Mitschülern zusammen waren, gab es bei den Mönchen eine viel straffere Erziehung, die sich deutlich durch einen größeren Zusammenhalt bemerkbar machte.



Wie überall auf der Welt wurden auch in Tibet die Kinder in den ersten Lebensjahren sehr umsorgt.

Die Schwieger-  
tochter Tsarongs,  
Jangtschenla, mit  
ihrem Sohn Tri-  
gung Rinpotsche,  
der als Dreijähri-  
ger später als  
hohe Inkarnation  
erkannt wurde.



Immer fröhlich  
kichernd: Kinder  
am Stadtrand  
Lhasas.





Die Ururgroßmutter der berühmten Pa-lha-Familie. Ihr Enkel war zu meiner Zeit der oberste Kämmerer des Dalai Lama. Blumen am Fenster waren sehr beliebt. Es gab metallene und irdene, fein ziselierte Töpfe. Weniger wohlhabende Leute nahmen einfach löchri-ge Milch- und Kochtöpfe. Am Boden liegt ein Yakfell.



In Tibet war elementare Bildung ein Privileg. Wer durch Feudalherren oder höhere Mönche in den Genuß kam, lesen und schreiben zu lernen, war die Ausnahme.









Mit der Mutter auf den Markt von Lhasa gehen zu dürfen war eine besondere Freude – insbesondere, wenn dabei ein Bagleb (»flaches kleines Brot«) abfiel, süßes Gebäck aus Weizenmehl, die Lieblingsleckerei (nicht nur) der Kinder. Die Brötchen in den charakteristischen Tragekörben – unten eng, oben weit. Beim Transport wird besonders das Genick belastet, ein Stirnband sorgt für Ausgleich.



*Oben:* Am Tag, als der Dalai Lama großjährig wurde und die Regierung übernahm, tanzte und sang man in ganz Tibet. Ich war an diesem Tag in Gyantse. Die Knaben vollführen eine Art Stampftanz. Über der Schulter haben sie Schellenbänder, mit denen sie den Rhythmus angeben.

*Unten:* der weltliche Außenminister Surkhang Dzasa mit seinem Sohn aus dritter Ehe. Selbst für tibetische Gewohnheiten war diese Ehe ungewöhnlich. Surkhang teilte sich die Frau mit einem jungen Adligen. Sein Sohn Dschigme war der dritte Gatte.



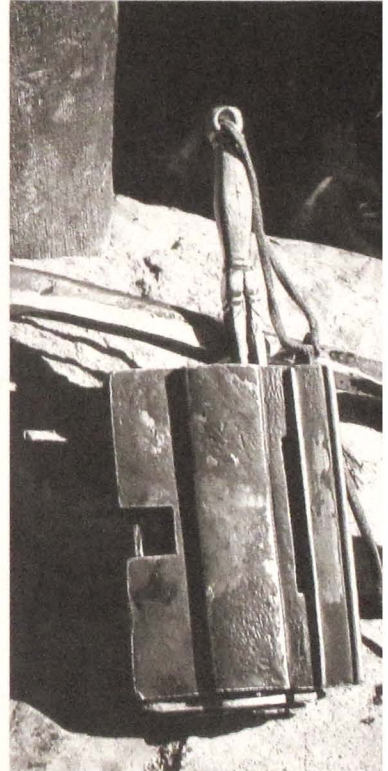


*Links:* Selbst im kalten Winter, wenn es im Schatten Minusgrade hatte, saß man auf den flachen Dächern, um in der warmen Sonne zu arbeiten

*Oben links:* In Tibet wurde sehr früh geheiratet. Diese junge Adelige hatte mit zweiundzwanzig Jahren bereits fünf Kinder zur Welt gebracht. Sie ist eine der Töchter von Tsarong und wurde später die Schwägerin ihrer eigenen Mutter im Hause Traring. Nach dem Einmarsch der Chinesen war sie im »All Indian Radio« Ansagerin für tibetische Nachrichten in Neu-Delhi.

*Oben rechts:* Von den dreizehn Geschwistern des Dalai Lama lebten zu meiner Zeit nur mehr sechs. Hier sein Bruder Gyalo Thundrub, der sich selten in Lhasa aufhielt und meistens in Hongkong oder Formosa war, mit dem früh verstorbenen Vater.





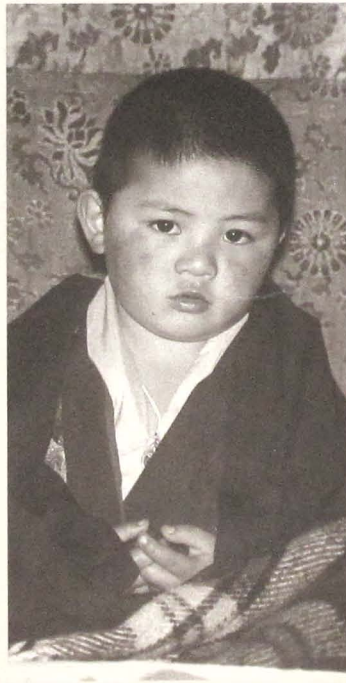
*Oben:* Alle Textilarbeiten, das Spinnen der Schafwolle wie das Weben der Teppiche, waren Frauensache.

In Gyantse, dem Zentrum der Teppicherzeugung Tibets. Hier wurden auch die ersten großen Teppiche als Bodenbelag gewebt – nur im Freien, denn die Wohnräume wären zu niedrig gewesen.

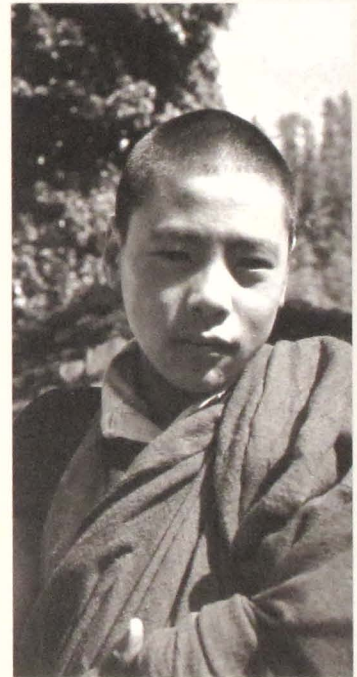
*Mitte:* Häuser, Tempel und Truhen konnte man mit Vorhängeschlössern versehen. Als Zeichen ihrer Hausmacht trugen die Frauen dicke Schlüsselbunde bei sich. Abgebildet: ein technisches Kunstwerk, es konnte nur mit zwei Schlüsseln geöffnet werden.

*Rechts:* Schwere Tempeltüren wurden unten am Türstock verschlossen. Ein Go-Nyer (Türverwalter) hatte den einzigen Schlüssel.

*Die Seiten 196/197:* Diese Buben, die ich während meiner Zeit in Tibet getroffen habe, sind Rinpotsches. Wie der Dalai Lama wurden sie als Inkarnation gefunden.











# IN ERINNERUNG



Mit diesem Band möchte ich meine Berichte über Tibet abschließen. Die Bilder und Geschichten sollen der Welt und vor allem den jungen Tibetern, die nie ihr Land erleben durften, zeigen, was durch die Zerstörung an Kulturgütern und hoher Lebensqualität durch die Besetzung verlorengegangen ist.

Das geheimnisvolle Mysterium Tibet gibt es nicht mehr. Der Massentourismus erreicht die entlegensten Regionen dieses riesigen Landes. Vom heiligen Berg Kailas im Westen bis hin zu den dichten Wäldern im Osten, von den Nomaden im Norden bis zu den höchsten Bergen der Erde im Süden kann man die Schönheiten des ehemals »verbotenen Landes« bewundern.

Aber es ist eine geistlose, oberflächliche Bewunderung, wie man sie von allen dem Tourismus zugänglichen Ländern kennt. Der berühmte »Lure of the East«, die Faszination des Fernen Ostens, die fröhlichen Feste in den Städten, die stillen Klausen der Eremiten in den Bergen sind Vergangenheit. Jetzt werden Volkstänze und Musik von aufgeputzten, grell geschminkten Schauspielern in den Hotels dargeboten, wie man es auch von Tahiti oder den Indianern kennt. Die wenigen Tempel, auch der Potala, sind Museen geworden, in denen man Eintritt zahlen und für jedes Foto, das man aufnehmen möchte, separat berappen muß.

Die Zerstörung, die während der sogenannten Kulturrevolution ihren Höhepunkt hatte, findet eine subtile Fortsetzung: Von der alten Stadt Lhasa, wie wir sie in einem Stadtplan festgehalten haben, sind nur noch einige Prozent übriggeblieben. Die alte Medizinschule mit dem Schrein voller wertvoller Götterfiguren auf dem Eisenberg wurde durch einen mächtigen Fernsehmast ersetzt.

Die immer wieder aufkeimende Hoffnung auf ein freieres Leben wird immer wieder durch Verhaftungen zunichte gemacht. Die begehrten Bilder des Dalai Lama sind wieder verboten und die Kontrollen in den Klöstern verstärkt worden, Jetzt, während ich die Arbeiten an diesem Buch abschließe, Ende April 1996, scheitert in Genf die chinakritische Resolution. Die dreiundfünfzig Mitgliedsstaaten der UN-Menschenrechtskommission haben erst gar nicht über die von der EU und den USA eingebrachte Resolution über die

anhaltenden Menschenrechtsverletzungen in China, insbesondere die Zerstörung der tibetischen Kultur, abgestimmt. Zum sechsten Mal in Folge ist China einer Verurteilung entgangen. Andere Länder, deren Vergehen bestimmt nicht schwerer wogen, wurden von der Kommission wegen Verstoßes gegen die Menschenrechte verurteilt.

Das Anliegen der Tibeter gerät langsam in den Hintergrund, die jahrzehntelange Euphorie für das gepeinigte Land beginnt zu erlahmen. Eine nicht unbedeutende Zahl junger Tibeter zeigt große Unzufriedenheit mit der Administration der Exilregierung in Dharamsala; sie haben das berechnete Gefühl, daß ihnen die Zeit davonläuft. In der Tat, Lhasa ist heute bereits eine chinesische Stadt, und sie fürchten, daß die Übermacht der Chinesen bald das Sechsmillionenvolk der Tibeter total zum Verschwinden bringen wird.

Was zählt dagegen der Stolz, den ich fühle, wenn ich bestätigt bekomme, daß tibetische Flüchtlinge in ihrer neuen Heimat tüchtige und intelligente Asylanten sind. Ob Gärtner, Akademiker oder Künstler, sie sind alle beliebt und bevorzugte Einwanderer. Als sie ihr Land verließen, hatten sie jedoch nicht im Sinn, diese ihre imponierenden Eigenschaften unter Beweis zu stellen. Nach dem Exodus, der nach dem Aufstand 1959 folgte, war die Meinung weit verbreitet, daß die Zeit im Exil nur von kurzer Dauer sein würde, daß man bald wieder in die Heimat zurückkehren könne. Nach mehr als drei Jahrzehnten im fernen Land ist eine völlig neue Denkungsart notwendig. Die Tibeter im Exil müssen sich den neuen Verhältnissen anpassen.

Es steht auch die Frage: Wer kann mehr für sein Land tun, der, der zurückbleibt, oder der Flüchtling? Seine Heiligkeit hat mich stets gerügt, wenn ich von den Go-Nyipa, den zweiköpfigen Tibetern, sprach, die ihr Fähnlein nach dem Wind richten. Die hat es sicher auch gegeben, und sie wurden als Verräter verachtet. Der Dalai Lama in seiner Grundeinstellung als Buddhist aber war stets toleranter, selbst den Chinesen gegenüber.

In letzter Zeit kann man beobachten, daß tatsächlich Tibeter in Tibet Aufbauarbeit für ihr Volk leisten, und vielfach fließen Hilfgelder in das besetzte Schneeland, um Klöster zu reparieren und Schulen zu errichten.

Was nun die Exilregierung in Dharamsala betrifft, einige Bemerkungen: Seit dem Einmarsch der Chinesen wurden 99,9 Prozent der Tempel und Klöster dem Erdboden gleichgemacht, 1,2 Millionen Tibeter haben ihr Leben verloren. Es gibt nun eine beträchtliche



Zahl junger Tibeter, die nicht mehr an »Non-Violence« glauben. Beispiele für die Richtigkeit ihrer Ansicht gibt es genug. In Dharamsala haben sie ein Büro errichtet, »Amnye Machen«, wo wöchentlich eine kritische Zeitung, »Mangtso« = »Demokratie«, erscheint, die unverblümt und offen Mängel anprangert. Für die Exilregierung, die ihr Bestes zu geben glaubt, ein weiteres Problem bei ihrer schwierigen Arbeit.

In der Annahme, daß die meisten Leser dieses Buches dem Volk der Tibeter, ihrem Land und Seiner Heiligkeit wohlgesinnt gegenüberstehen, werden Sie verstehen, daß aus Besorgnis auch ich selbst einige Punkte benennen möchte, die als aufbauende Kritik angesehen werden sollten.

Seit meinem Verlassen Tibets und der Rückkehr in meine österreichische Heimat 1952 kommen immer wieder Leute zu mir, die den Tibetern im Exil helfen wollen. Es sind meist Menschen, die sich nicht mit Geld, sondern mit Zeit und Tatkraft engagieren. Handwerker wie Maurer, Schmiede und Tischler, die gern während ihrer Urlaubszeit beim Aufbau der Klöster geholfen hätten, konnten ihre Dienste nicht anbringen, da es die indische Regierung verbietet. Aber es gibt Ärzte, Lehrer und Professoren, die bereit sind, ihren Flug selbst zu bezahlen und ihre Zeit für die Tibeter zu opfern. Nach einigen Wochen und Monaten kehren sie entmutigt zurück. Sie erzählen enttäuscht, daß sie wenig Erfolg hatten. Sie wurden zwar nett und höflich empfangen, aber es fehlte an Ausdauer, Kontinuität und Koordination. Nun möchte man meinen, daß gerade diese Eigenschaften besondere Tugenden der Tibeter sind. Aber auch da haben sich die Zeiten geändert. Die konservativen Methoden des alten Tibet haben keine Gültigkeit mehr, die Administration, wie H. E. Richardson bemerkte, ist nicht mehr »up to date«. Auch das derzeitige Schulsystem, das bisher großartige Leistungen vollbracht hat, könnte einige Reformen vertragen. Immer in der Hoffnung, daß die Flüchtlinge einmal als nützliche Bürger in ihre Heimat zurückkehren werden, ist es nicht so sehr erforderlich, eine große akademisch gebildete Elite herauszubilden. Viel wichtiger ist Allgemeinbildung der Mehrheit des Volkes. Denn Schulbildung ist stets die Basis für ein gesundes Volk.

Was besonders auffällt, ist ein gewisser Protektionismus, die Bevorteilung bei der Verteilung wichtiger Ämter und einflußreicher Positionen. Schon im alten Tibet gab es den »Tschen-se«, den Günstling, der »hell im Auge« des Herrschers war. Vor allem am Hofe des Dalai Lama hatten sie großen Einfluß. Auch im Exil findet dieses Favoritenwesen Anwendung: Wenn zum Beispiel in den

Vereinigten Staaten oder der Schweiz eine weitere Anzahl tibetischer Flüchtlinge aufgenommen wird, so erfolgt die Auswahl den alten Gepflogenheiten entsprechend. Die Konsequenz ist verheerend, denn in der Folge verlassen gerade die erfahrensten und besonders wertvollen Kräfte Dharamsala und gehen der Exilregierung verloren.

Der Dalai Lama ist aufgrund seines ganzen Wesens mit Abstand die größte Persönlichkeit unserer Zeit. Bei all seinen weltumspannenden Verpflichtungen für das Anliegen der Tibeter muß er sich auf die Mitarbeiter in der Exilregierung verlassen können, denn Administration, Finanzen, vor allem aber die heiklen diplomatischen Probleme sind keine leichten Aufgaben. Dabei ist es oft sogar schwierig zu entscheiden, wer von den Anhängern es mit dem Schickal Tibets ernst und selbstlos meint oder ob nicht jemand doch vielleicht seine eigene Axt schleifen möchte.

Der große humanistische Psychologe Erich Fromm sagte einmal sinngemäß: Keine große Idee kann überleben, solange sie nicht von Individuen verkörpert wird, deren Leben selbst die Botschaft darstellt. Der Dalai Lama lebt die Weisheiten, die er verbreitet. Er ist die Lichtgestalt, die ohne Eitelkeit schlicht in seiner Menschlichkeit über alle Kritiken erhaben ist.

Lange wird es noch Geduld erfordern, bis sein Wunsch, als einfacher Mönch in einer Eremitage meditieren zu können, in Erfüllung geht. Bis es soweit ist, müssen wir, die Alten, Konservativen, aber auch die ungeduldigen Jungen ihm bei seinem unaufhörlichen Kampf für ein freies Tibet beistehen.

Und so möchte ich meinem letzten Buch über Tibet eine Botschaft des XIV. Dalai Lama begeben:

»Wenn wir um Wahrheit kämpfen, müssen auch die Mittel des Kampfes im Einklang mit dem Ziel stehen. Aus tiefster Überzeugung verzichten wir für unseren Freiheitskampf darauf, uns der Waffen zu bedienen. Wenn dem gewaltfreien Kampf des tibetischen Volkes Erfolg beschieden ist, wird auch die Welt daraus Nutzen ziehen.«





# AUSBLICK

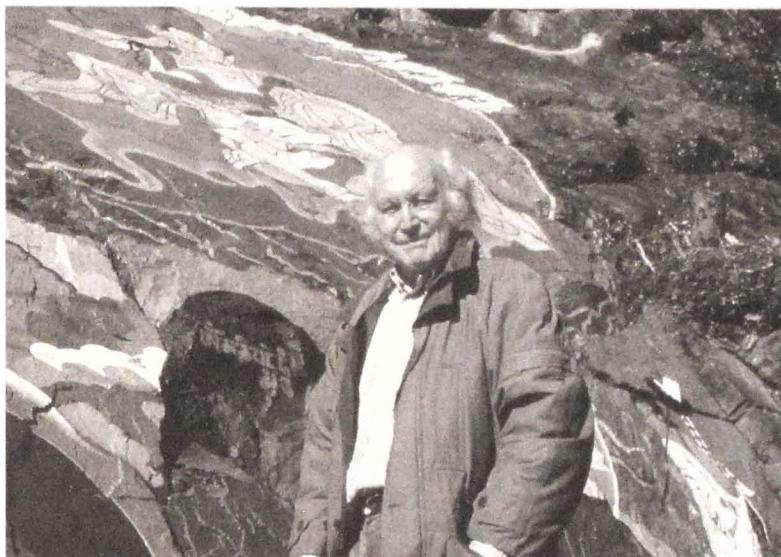


Als ich nach 30 Jahren im Jahr 1982 Tibet wieder besuchen konnte, war das Wiedersehen erschütternd. Von den sechstausend Klöstern und Tempeln waren nur noch 14 von der Zerstörung übriggeblieben, die man nun wie Museen gegen Eintrittsgebühr besuchen konnte. Auch die berühmte Medizinschule auf dem Eisenberg innerhalb des Lhasa Lingkor war verschwunden und durch einen Fernsehmast ersetzt worden. Vom acht Kilometer langen Pilgerpfad waren nur mehr kurze Stücke entlang des Kyitschu-Flusses begehbar. Die Felsmalereien entlang des Lingkor wie auch das romantische Tor von Lhasa waren verschwunden. Wenn man sich von Westen der Stadt näherte, versperrte ein Felsrücken zwischen Potala und Eisenberg den Blick auf die ersten Häuser. Es gab früher nur die Öffnung im gewaltigen Stupa, die wie ein Tor in die heilige Stadt führte. Jede Karawane konnte mühelos kontrolliert werden, und so hatten auch Peter Aufschnaiter und ich uns dieser Stelle mit bangem Herzen genähert, vielleicht noch im allerletzten Augenblick zu scheitern. Wir waren nicht verkleidet, sahen aber eher aus wie Bettler, und so kamen wir völlig ungehindert nach fast zwei Jahren Flucht aus Indien in die verbotene heilige Stadt Lhasa. Ein Jugendtraum war in Erfüllung gegangen, ein Traum, den selbst der große legendäre Asienforscher Sven Hedin sich nie erfüllen konnte.

Die Erinnerung an die schönen Jahre in Tibet sind auch nach 50 Jahren lebendig in mir, und so entstand die Idee, außerhalb des Schneelandes einen kleinen Pilgerpfad, einen Lingkor, zu errichten, um das Anliegen des gepeinigten Volkes auf diese Weise optisch am Leben zu erhalten.

Neben dem Museum in meinem Geburtsort Hüttenberg im österreichischen Bundesland Kärnten gibt es eine Felswand mit darüber befindlichem Bannwald, etwa 180 Meter hoch. Es bot sich geradezu an, hier einen kleinen Lingkor anzulegen. Die Gemeinde unter Führung ihres Bürgermeisters Rudolf Schratte nahm die Idee sofort auf, gewann den akademischen Maler Werner Engelmann als künstlerischen Gestalter, und mit Elan und großer Begeisterung ging man ans Werk. Während die Gemeinde die notwendigen Verhandlungen mit den vorgesetzten Behörden für Sicherheit und Naturschutz

erfolgreich erledigte, brütete ich über meinen speziellen Wünschen, die immer mehr und größer wurden. Mani-Mauern, Gebetsmühlen, Stupas, Meditationsnischen, alles sollte auf einen großen tibetischen Heiligen hinweisen – »Milarepa«.

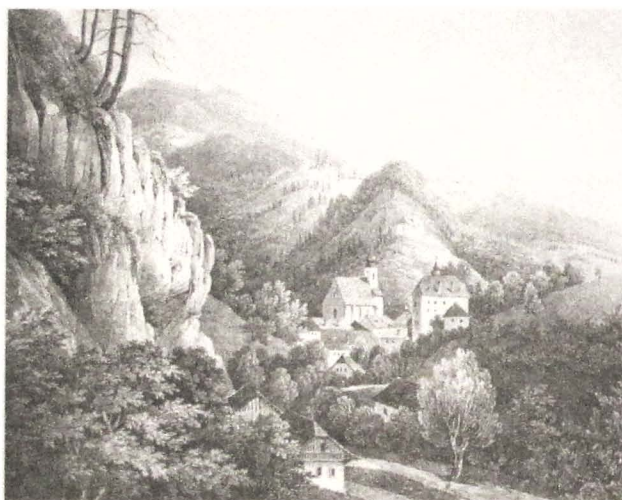


Heinrich Harrer am Lingkor von Huttenberg, im Hintergrund das Felsgemälde mit der Darstellung Milarepas.

Auf der Flucht hatten wir mehrmals Stätten seines Wirkens gesehen und in Zeichnungen festgehalten. Meistens hatten wir uns genauso dürftig ernährt wie Milarepa. Als jemand, der sein Leben lang die Berge liebte, war er so etwas wie mein Guru und zugleich einer der wunderbarsten Lyriker der Welt. Milarepa stellt die Verbindung zur von Zerstörung bedrohten Kultur Tibets an unserem heimischen Lingkor her. Er verbindet religiöses Verständnis und Erleben der Natur des Himalaja. Seine Lebensgeschichte, die er im Alter einem seiner Schüler diktierte, ist ein Meisterwerk tibetischer Prosa. Sie sagt mehr über Leben, Fühlen und Denken des tibetischen Volkes aus als alles, was sonst darüber geschrieben wurde. Eines seiner schönsten Gedichte soll den Gruß am Lingkor verstärken:

»O du Einsiedelei in der Bergeinsamkeit,/ Stätte, wo die herrlichen  
Jina die Bhodi erlangen,/ Gefilde, wo die heiligen Männer weilen,/ Ort,  
wo ich der einzige Mensch jetzt bin!/ Rotfels Chonglung, Adlerhorst,/ über dir ballen sich des Südens Wolken,/ unten schlängeln Flüsse sich im schnellen Lauf,/ in der Luft schwebt der Geier

kreisend;/ die artreichen Waldbäume säuseln,/ Prachtbäume wiegen sich nach Tänzerart;/ Bienen summen ihr Liedchen Khorroro,/ Blumen strömen Duft aus Chillili;/ Vögel zwitschern wohl lautend Kyurruru,/ auf diesem Rotfels Chonglung/ üben Vögel und Vöglein des Fittichs Behendigkeit,/ üben Affen und Äfflein sich im Wetsprung,/ üben Hirsch und Reh sich im Wettlauf;/ ich, Milarepa, übe geistige Geschicklichkeit,/ geistige Geschicklichkeit und innere Heiligkeit/ übe ich;/ ich bin mit der Ortsgottheit der Einsiedelei/ in friedlicher Eintracht./ Gespenstige Unholde, die ihr hier versammelt seid,/ trinkt den Saft der Liebe und des Erbarmens/ und weicht, jeder an seinen Ort, von hinten!«



Historische Darstellung des Felsens gegenüber dem Heinrich-Harrer-Museum (Lithographie von Josef Wagner, 19. Jahrhundert).

Meine Wünsche an den Lingkor in Hüttenberg wurden von Idee zu Idee kostspieliger. Eine Arbeit folgte der anderen. Selbst während der kalten Wintermonate konnte man Gemeinderäte beobachten, die es sich nicht nehmen ließen, selbst einen Buchstaben des »Om mani padme hum« zu meißeln. Alle halfen mit, und so konnte man für den 4. Juni 1994 die Einladungskarten zur Eröffnung des ersten Pilgerpfades außerhalb Tibets aussenden. In Lhasa gehört der große Lingkor der Vergangenheit an, von der alten Stadt sind noch drei Prozent übriggeblieben. Vielleicht baut die kleine Gemeinde Hüttenberg eines Tages sogar die berühmte Türkisdachbrücke nach, denn auch dieses schöne Bauwerk ist inzwischen abgetragen worden. Die jahrtausendealte hohe Kultur der Tibeter verdient es, eine Stätte zu haben, an der man sich ihrer erinnert.

Mein Dank geht an alle für ihren Einsatz. Mein Dank, meine Freude, vor allem aber mein Respekt und Stolz darauf, daß meine Heimatgemeinde Rückgrat und Charakter zeigt, denn dieser bescheidene Bau des Lingkor ist ein kleiner Beitrag zum Anliegen der Tibeter und ihres charismatischen Dalai Lama in ihrem friedlichen Kampf um Freiheit für ihre verlorene Heimat.

Nun schließt sich der Kreis. Da alle Wege einmal enden, bin ich



zufrieden und glücklich, daß mein Geburtsort Hüttenberg bereits vor Jahren das Heinrich-Harrer-Museum gebaut hat, das – wie könnte es passender und schöner sein – mein Freund, der XIV. Dalai Lama, eingeweiht hat. Und wie im Kreislauf des kostbaren Wassers bin ich damit auch glücklich, nunmehr mit dem Museum die Menschen, vor allem die Jugend, anzusprechen, auf schon verlorene Kulturen unserer Erde hinzuweisen und uns alle anzuspornen, für bedrohte Völker und Kulturlandschaften einzutreten.



Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

*Harrer, Heinrich:*

Das alte Lhasa : Bilder aus Tibet / Heinrich Harrer. - Berlin :  
Ullstein, 1997

ISBN 3-550-08435-8 Gb.





